

Das resonante Museum

Berliner Gespräche
über mentale Gesundheit

Herausgegeben von
Diana Mammana &
Margareta von Oswald

Das resonante Museum <i>Diana Mammaia und Margareta von Oswald</i>	15
Was gemeinsam möglich, und allein nicht machbar ist <i>Danielle Olsen</i>	29
Das Museum als lebender Organismus <i>Stephanie Rosenthal</i>	35
Das Museum dehnen, stören, erweitern <i>Diana Mammaia und Margareta von Oswald</i> <i>im Gespräch mit Beatrice von Bismarck</i>	41
Der Resonanzraum	51

Berliner Gespräche über mentale Gesundheit	
Aufeinander zugehen	77
Bei der Arbeit	79
Berührungen	82
Bewegung	85
Beziehungen	91
Der sich widersetzende Geist	96
Diskriminierungen	99
Einfach da sein können	112
Ergriffen sein	115
Gegenwart	119
Gemeinsamer Boden	123
Gesetzgebung	125
In Kontakt treten	129
Muße	141
nach dem Lied	144
Normen	147
Perfektion	153
Räume	156
Sich selbst optimieren	160
Sich umeinander kümmern	164
Stress	165
Systemrelevanz	167
Tricksen	173
Unterstützung leisten	177
Utopie	180
Versorgung	184
Zugänge	196
Zugehörigkeit	199
Anhang	204

Das resonante Museum



Diana Mammana und Margareta von Oswald

*Gropius Bau, 15. Oktober 2022. In der Paneldiskussion „Forderungen für eine Politik der Nachbarschaft“ steht die Frage im Mittelpunkt, wie sich Museen für die Gesellschaft nützlich machen können. Was können Museen zu einer guten Nachbar*innenschaft beitragen? Mazda Adli, Psychiater an der Charité – Universitätsmedizin Berlin, ist überzeugt: Jede Kulturinstitution – ob Theater, Museum, Kulturzentrum – hat einen Public Health-Auftrag und nimmt eine wichtige Funktion für die mentale Gesundheit in der Stadt ein. Diese Orte seien Begegnungsorte, die unter anderem sozialer Isolation entgegenwirken können. Anna Yeboah, Koordinatorin des Projekts „Dekoloniale Erinnerungskultur in der Stadt“, wirft in der Diskussion ein: Aus der Perspektive der Schwarzen Community sprechend sei ein Museum vieles, aber nicht der mentalen Gesundheit zuträglich. Wenn sie mit ihren jüngeren Geschwistern in das Technikmuseum oder das Humboldt Forum gehen würde, dann müsse dem Besuch ein Krisengespräch folgen. Den Kindern ginge es dann schlecht. Weitere Kommentare aus dem Publikum folgen. Die Ausstellung sei hochschwellig und elitär – man müsse auch über Klassismus sprechen.*

Die Diskussion war Teil des Veranstaltungsprogramms der Ausstellung YOYI! Care, Repair, Heal (September 2022 bis Januar 2023). Im Kontext der Ausstellung wurde der Resonanzraum als Kooperationsprojekt zwischen dem Gropius Bau und *Mindscapes*, dem internationalen Kulturprojekt zu mentaler Gesundheit der Stiftung Wellcome, von uns entwickelt. Der Resonanzraum widmete sich dem Thema mentale Gesundheit in Berlin und ist Ausgangspunkt für

diese Publikation. Aufbauend auf den Projekten des Resonanzraums stellen wir im Folgenden unsere kuratorische Herangehensweise vor, und diskutieren das Museum als gesellschaftswirksamen Ort.

Jede erzählte, präsente Geschichte im Museum schließt eine andere aus. Wie Aleida und Jan Assmann in Bezug auf Prozesse der Kanonisierung schreiben, so agiert auch das Museum mit einem „Trennungsstrich“: „unweigerlich“ entsteht eine „Dialektik zwischen dem was hineinkommt und dem was draußen bleibt“ (1987, 11). Wessen Geschichte wird im Museum erzählt? Wer fühlt sich dort wohl? Wer geht dorthin? Bei wem löst das Museum Unbehagen aus (Kazeem et al. 2009)?

Was einigen blöd und lustig erscheint, nehmen andere als gewalttätig wahr. Was für eine Person abnormal anmutet, ist für die andere gelebte Realität. Was für die eine unbekannt ist, ist für die andere der Kanon (Tinius & von Oswald 2022, 19–20).

Ob man sich im Museum wohl fühlt oder nicht, ist abhängig von der Person, die das Museum nutzt. Durch ihre Architektur, Sammlungsstrategien und Ausstellungskonzepte spiegeln und gestalten Museen vorherrschende gesellschaftliche Verständnisse von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Als Orte der Autorität tragen sie zu spezifischen Auffassungen von Wissenschaft, Kunst und Kultur bei und prägen das nationale und lokale Selbstverständnis. Sie gelten als „Wahrheitsmaschinen“ (Mörsch 2009, 10) und stehen somit für Objektivität, für das Schöne, Wertvolle und Bewahrenswerte. Gleichzeitig sind Museen Orte der Aushandlung. Sie lösen Reibungen und Spannungen aus und spiegeln in ihrer Positionierung Fragen des gesellschaftlichen Umgangs mit Identitäten, Erinnerung und Geschichte,

Ein- und Ausschlüssen. Die Frage, welche Rolle Museen in der Gesellschaft einnehmen können, stellt sich spätestens seit den 1970er Jahren. Ist das Museum ein Forum oder ein Tempel (Cameron 1971)? Geht es um Repräsentation, Kontemplation, Bildung? Um Partizipation, Teilhabe, Mitgestaltung? Um Konsum? Die Relevanz dieser Fragen wurde in den letzten Jahren durch die konfliktreichen Debatten rund um die Museumsdefinition des ICOM (International Council of Museums) besonders deutlich (siehe zum Beispiel Etges & Dean 2022). Im deutschsprachigen Kontext – oftmals von britischen und nordamerikanischen Debatten und Praxen inspiriert – fordern Kurator*innen, Vermittler*innen und Wissenschaftler*innen wie Angela Janelli, Angeli Sachs, Carmen Mörsch, Christine Gerbich, Natalie Bayer, Nora Landkammer, Nora Sternfeld, Sharon Macdonald oder Susan Kamel mit zahlreichen Mitstreiter*innen seit Jahren, das Museum als Ort der Aushandlung und Partizipation zu verstehen, an dem Konflikte ausgetragen, verhandelt und sichtbar gemacht werden können. Museen sind aufgefordert, zu gesellschaftlich wirksamen, demokratischen Orten zu werden, die Mitgestaltung einfordern und fördern und sich für Prozesse des Lernens und Verlernens öffnen (Landkammer 2019, Sternfeld 2018). Dass diese Forderungen und Debatten seit Jahrzehnten bestehen, beweist: So wandelbar Museen sind, so widerständig sind sie auch. Die Herausforderung, den Auftrag des Museums zu definieren, durchzieht Museumsgeschichten.

Der Gropius Bau ist nicht zuletzt wegen seiner Geschichte als Museum mit diesen Fragen konfrontiert. Heute bezeichnet sich der Gropius Bau vor allem aufgrund der Abwesenheit von Sammlungen als Ausstellungshaus, spiegelt jedoch exemplarisch die sich wandelnden Aufgaben von Museen: als Orte des imperialen Sammelns und der Wissenschaft, als Produktionsstätten kollektiver Identität,

der Bildung sowie als serviceorientierte Konsumtempel. Selbstverständnisse und Rollen von Museen verändern, überlagern und überschneiden sich. Bis die Kunsthistorikerin und Kuratorin Stephanie Rosenthal 2018 eine ausschließlich künstlerische programmatische Ausrichtung einläutet, in deren Kontext die in diesem Buch vorgestellten Projekte realisiert wurden, beherbergt das Gebäude seit seiner Eröffnung als Kunstgewerbemuseum im Jahr 1881 sehr unterschiedliche Institutionen (Beier & Koschnick 1986, Kampmann & Weström 1999). Nach dem Auszug des Kunstgewerbemuseums 1921 wird das Gebäude bis 1945 vom Museum für Vor- und Frühgeschichte, der Ostasiatischen Kunstsammlung des Völkerkundemuseums und der Kunstbibliothek genutzt. Zwischen 1933 und 1945 befindet sich der Gropius Bau inmitten des „organisatorischen Zentrums nationalsozialistischer Verfolgungs- und Mordpolitik“ (Tempel 2019, 95). Die Kunstgewerbeschule, die durch eine Brücke vom Kunstgewerbemuseum aus zugänglich ist, wird 1933 von der Geheimen Staatspolizei (Gestapo) besetzt. Nach Jahren der Verwahrlosung, die Hobbyarchäolog*innen zur Ausgrabung von Restbeständen verschütteter Museumssammlungen dient (Stiftung Preußischer Kulturbesitz 2020), wird erst 1978 mit den Renovierungsarbeiten des Gropius Bau begonnen. Bis 1989 dient das Gebäude, das sich als Grenzgänger direkt an der Berliner Mauer befindet, unter anderem der Berlinischen Galerie, dem Werkbundarchiv – Museum der Dinge und der Jüdischen Abteilung des ehemaligen Berlin Museums als temporärer Sitz. Seit 2001 steht das Haus unter der Obhut der Berliner Festspiele und wird mit Wechsellausstellungen bespielt, die sich zwischen Archäologie, Kulturgeschichte, moderner und zeitgenössischer Kunst bewegen.

Museen existieren in Resonanz mit Gesellschaft. Mit dem Vorschlag, das Museum als resonanten Raum zu

verstehen, möchten wir den Auftrag und damit zusammenhängende Arbeitsweisen im Museum neu denken. Ausschlaggebend für uns, das Museum als resonanten Raum zu verstehen, ist, dass ein Impuls formuliert werden kann, auf den ein begrenzt kontrollierbares Echo folgt. Resonanz gibt Raum für Vibration und Beziehung. Nach dem Soziologen Hartmut Rosa beschreibt Resonanz einen Modus des In-Beziehung-Tretens. Resonanz zielt nicht auf Einklang ab. Im Gegenteil: Die Aushandlung und Auseinandersetzung mit Differenz sei die Voraussetzung für Resonanz. Durch das Aufeinandertreffen des „genuin Anderen *als Anderem*“ und der Begegnung damit, könne Transformation stattfinden (Rosa 2019, 21, kursiv im Original). In Beziehung – in Resonanz – zu treten heißt, in Bewegung zu sein, offen für Differenz zu sein und sich auf unterschiedliche Formen des Wissens und Erfahrungen einzulassen. Das resonante Museum geht somit auf die Welt zu und wächst über sich hinaus.

Resonanz bedeutet damit auch, Begegnungen einzugehen. Darauf kann kuratorische Praxis reagieren. Eine Kernaufgabe kuratorischer Arbeit ist, zwischen dem Innen und dem Außen des Museums zu vermitteln, um den Grad an Porosität und Durchlässigkeit des Museums mitzugestalten (Sachs 2017). Angelehnt an Beatrice von Bismarcks Verständnis kann kuratorische Praxis ausgehend von Beziehungen gedacht werden (2021). Diese Beziehungen bringen unterschiedliche menschliche und nicht-menschliche Akteur*innen in Kontakt. Kurator*innen initiieren, etablieren und verwalten diese Beziehungen. Kuratorische Arbeit besteht somit darin, Konstellationen von Beziehungen zu gestalten und das generierte Wissen öffentlich zu machen. Die Rolle der Kurator*in ist keine festgeschriebene definierte, sondern beweglich. Sie ist in Zwischenpositionen produktiv. Innerhalb institutioneller Logiken sorgt dieser

Modus kuratorischen Arbeitens oftmals für Verwirrung, muss erklärt und verteidigt werden. In einem von Hierarchien geprägten kuratorischen Feld sorgt das Aufgeben eingeübter Rollen oftmals für Unsicherheiten. Voraussetzung für diese Arbeitsweise ist ein Bewusstsein für das Dazwischen-Sein.

Die Form unserer kuratorischen Arbeit ergab sich aus der wissenschaftlichen Verortung am Centre for Anthropological Research on Museums and Heritage (CARMAH) einerseits, und der institutionellen Platzierung des Resonanzraums am Gropius Bau andererseits. In der Entwicklung des Resonanzraums erprobten wir verschiedene Herangehensweisen, um mentale Gesundheit in ihrer Beziehung zur Gesellschaft zu erfassen. Ziel war es, das Museum als Werkzeug für sozialen Wandel zu begreifen (Sandell 1998, Simon 2014) und zu fragen, wie es sich „nützlich“ machen kann (Lynch 2021, 14). Ausgangspunkt für diese im Museum stattfindende Forschung bildete die Zusammenarbeit mit Forschungsinstitutionen und Akteur*innen aus Kultur, Aktivismus, Politik und Gesundheit in Berlin.

Die Gesundheitswissenschaftlerin Hella von Unger beschreibt „Forschungsansätze, die soziale Wirklichkeit partnerschaftlich erforschen und beeinflussen“ als partizipative Forschung (2014). Diese doppelte Zielsetzung von Verstehen und Verändern spiegelt unser Verständnis von Museen wider, die einerseits Wirklichkeiten abbilden – durch Konstellationen von Dingen, Räumen und Menschen – und andererseits diese Wirklichkeit durch ihr Agieren beeinflussen. Unsere Arbeitsweise verortet sich in der Anthropologie und weist somit Bezüge zu ethnografischen Forschungsmethoden auf. Partizipative und ethnografische Forschung teilen das Anliegen, durch vertrauensbasierte Beziehungen Wissen zu generieren, das im Alltag verankert ist und dabei, wie die Anthropologin Kirin

Narayan ethnografisches Arbeiten beschreibt, „ständig über die Grenzen der eigenen, selbstverständlichen Welt hinausgehen zu müssen“ (in McGranahan, 2014). Im Sinne des ethnografischen Arbeitens interessiert uns, wie wir uns den Bedingungen und Erfahrungen des Lebens zuwenden können, so wie es tatsächlich gelebt wird, und wie wir uns darauf einlassen können, „Lebenswelten aus der Sicht derjenigen zu sehen und zu erfahren, die sie leben“ und zwar in dem jeweiligen spezifischen Kontext, in den sie eingebettet sind (Macdonald 2013, 9).

Ethnografische Forschung ist wie kuratorische Arbeit Herausforderungen und Fragen von Sichtbarkeit, Autor*inenschaft und der Aushandlung von Repräsentation ausgesetzt. Fragen der Deutungsmacht stehen im Zentrum, die in der Anthropologie durch die Auseinandersetzung mit marginalisiertem Wissen Tradition haben. Wie Bernadette Lynch schreibt, sind „Museen im Wesentlichen eine Übung in Ethik“ (2021, 7). Die Qualität der Arbeit wird am Grad des Vertrauens im Beziehungsgeflecht sichtbar und fordert einen Fokus auf den Prozess, mehr als auf das Resultat: Mit wem und wie werden Beziehungen aufgebaut? Mit wie viel Sensibilität werden sie eingeführt und gepflegt? Wie werden Beziehungen im Prozess der Wissensproduktion verhandelt und Übersetzungsprozesse geleistet? Partizipative Forschung ist ein „klar wertorientiertes Unterfangen“ (von Unger 2014, 1). Unterschiedliche Interessensgruppen prägen Forschungsfragen und -hypothesen und werden als Teil der Ausstellung in museale und wissenschaftliche Narrative eingebunden. Im Umkehrschluss ermöglicht partizipative Forschung gesellschaftliche Teilhabe – ein Zustand, der in Museen meist durch Vermittlungsarbeit erreicht werden soll.

Partizipative Forschung stärkt ein Verständnis von Vermittlung als eine wissensproduzierende, involvierende

Praxis. Inhalte werden für unterschiedliche Lebensrealitäten anschlussfähig und Teil dieser. Beziehungsgeflechte werden ermöglicht, die vorher nicht existieren. Und erst dadurch kann eine gesellschaftsrelevante Wirkung erzeugt werden: Denn andere machen das Museum, kommen ins Museum, identifizieren das Museum als ihren Ort. Durch das Grundprinzip der Involvierung in den Prozess der Wissensproduktion wird Vermittlungsarbeit zu kuratorischer Arbeit (Mörsch 2009). Die Aufgabe der Vermittlung ist somit nicht, die kuratorische Arbeit zu kommentieren oder als Anwält*in des Publikums zielgruppenorientiert zu agieren, sondern als Teil von kuratorischen Prozessen Diskurs und Inhalte zu produzieren, zu formen und zu erweitern.

Resonant – in Kontakt mit dem Außen – agieren, heißt daher, Formen der Expertise zu hinterfragen. Durch die Einbeziehung unterschiedlicher Erfahrungen wird infrage gestellt, welches Wissen als legitim angesehen wird, und wie Wissensbegriffe erweitert werden können. Wem wie Sichtbarkeit zugestanden wird, stellt auf den Prüfstein, wie Partizipation verstanden und umgesetzt wird. Der Modus des kuratorischen Arbeitens, wie wir ihn vorschlagen, fordert daher den Umgang mit dem (un)vorhersehbaren Echo ein. Verantwortung wird delegiert, oder losgelassen. Das heißt, sich auf Miss- oder sogar Unverständnis, Uneinigkeiten, Widersprüche und somit, den Prozess an sich, einzulassen und diesen als Teil kuratorischen Arbeitens gelten zu lassen – inklusive einer gewissen Unplanbarkeit der materiellen Ergebnisse in der Ausstellung (Coutinho 2017, 71).

Der Bedarf nach Öffnung des Museums stellt sich im 21. Jahrhundert insbesondere deswegen, weil in einer zunehmend polarisierten Gesellschaft öffentliche Orte des Austauschs vermehrt zu fehlen scheinen. „Wie kommen wir zusammen in einer Welt, die uns zunehmend voneinander isoliert?“, fragt die Kunstvermittlerin und Kuratorin

Nora Sternfeld (in Tinius & von Oswald 2020). Multiple Krisen lassen die Zukunft nicht als offen und verheißungsvoll erscheinen, mit „utopischen Energien“ (Graf 2021, 10) aufgeladen, sondern als bedrohlich und dunkel. Museen sind von demokratischen Werten und ethischen Grundsätzen geprägt, und sie haben das Potential, sozialen, politischen und ökologischen Wandel zu unterstützen (French 2019). Wie Richard Sandell und Robert R. Janes schreiben, möchten wir Museen als Orte der Commons, als Gemeingut verstehen – eine Ressource, die potentiell einer gesamten Gesellschaft gehört, genutzt wird, und auf sie einwirkt (2019, 17). Hier können bedeutungsvolle Begegnungen mit uns selbst stattfinden (Coutino, 2017). Als Raum, der Kultur in seiner Lebendigkeit ernst nimmt, verstehen wir das resonante Museum als einen Ort der interdependenten Wissensproduktion und der Begegnung mit Differenz.

Die Beiträge in diesem Buch basieren auf Gesprächen, die in den letzten zwei Jahren mit Berliner*innen geführt wurden. Das Gespräch erlaubt in der Zusammenstellung der Gesprächspartner*innen disziplinäre und professionelle Grenzen zu überschreiten, Stimmungen einzuschließen und „unwahrscheinliche Allianzen“ zu schaffen, wie Danielle Olsen es in ihrem einleitenden Beitrag bezeichnet. Unser Vorgehen zielte darauf ab, Konstellationen von unterschiedlichen Expertisen zu mentaler Gesundheit in Berlin sichtbar zu machen. Wer spricht? In diesem Buch sprechen Personen, die sich als alternativ, arm, diskriminiert, migrantisch, marginalisiert, privilegiert oder professionell beschreiben. Erfahrungsberichte und theoriegeleitete Beiträge treten in einen Dialog und stehen auf gleicher Ebene. Über das Thema mentale Gesundheit zu sprechen bedeutet, wesentliche Aspekte des gesellschaftlichen Zusammenlebens zu befragen. Die Gespräche kreisen um Alltag, Arbeitswelten, Diskriminierung, Gentrifizierung und soziale

Ungleichheit. Wissenschaftler*innen, Sozialarbeiter*innen, Kulturschaffende und Menschen mit gelebter Psychiatrieerfahrung haben sich dazu bereit erklärt, Gespräche mit uns zu führen; Menschen, die sich in aktivistischen, wissenschaftlichen, politischen Räumen bewegen. Sie sind professionell oder persönlich mit dem Thema mentale Gesundheit in Berührung gekommen, teilweise wurde der explizite Bezug zwischen den beteiligten Personen und mentaler Gesundheit erstmals durch die Projekte hergestellt. Einzelne Positionen stehen der Forschung und dem Museum eher misstrauisch und skeptisch gegenüber, wie aus den Gesprächen hervorgeht.

Was bedeutet mentale Gesundheit für mich in meinem spezifischen Kontext? Diese Frage war Anlass für die Gespräche und für die Identifizierung der Begriffe, die durch dieses Buch führen. Sie fassen Schwerpunktthemen aus den Gesprächen in den unterschiedlichen Projekten zusammen und funktionieren assoziativ. Unser disziplinärer Hintergrund in der Anthropologie prägte unsere Herangehensweise im Feld, insbesondere in der Verschriftlichung konnten wir „ethnografisch empfindsam“ (McGranahan 2018) arbeiten. In regelmäßiger Rücksprache mit den Gesprächspartner*innen arbeiteten wir frei mit dem Text. Wir nutzten Transkripte von Unterhaltungen, die wir entweder in Interviewsituationen, in Gesprächsrunden, oder in öffentlichen Kontexten führten oder begleiteten. So entstanden als Resultat der Gesprächssituationen verschiedene Textformen für dieses Buch. Gespräche, die zwischen mehreren Personen über mehrere Stunden stattgefunden haben, sind thematisch gebündelt. Gedankenprotokolle beschreiben einen Konsens in der Gruppe und stehen ohne singuläre Autor*innenschaft da. Argumente von einzelnen Personen vereinen Aussagen, die eine Person über ein oder mehrere Gespräche hinweg zu einem kon-

kreten Thema nannte. Andere Gespräche wiederum sind fiktive Unterhaltungen, die sich aus verschiedenen Einzelinterviews zusammensetzen, und Argumente zu einem bestimmten Thema beisteuern. Wiederum andere Beiträge sind aus Gesprächen mit den Autor*innen entstanden und wurden von diesen eigens für dieses Buch geschrieben. Die Gespräche zeichnen sich nicht nur durch das Sprechen, sondern auch durch das Zuhören und Gehört-Werden aus. Erkenntnisse aus wissenschaftlicher Forschung und theoretische Überlegungen zur mentalen Gesundheit stehen auf der gleichen Ebene wie alltägliche oder gelebte Erfahrungen, und spiegeln insbesondere deren Relevanz und Gleichwertigkeit – als Teil der Wissensproduktion über mentale Gesundheit – wider. Der freie Umgang mit den Texten und unseren Forschungsdaten unterstreicht das Potential von Narration in wissenschaftlicher Arbeit. Die Gespräche sind willentlich so stark konstruiert, dass sie weder Objektivität, Authentizität noch Repräsentativität gewährleisten möchten und können.

Einleitende Beiträge diskutieren Öffnungsprozesse im Museum und stellen die Frage, wie Museen zu gesellschaftswirksamen Orten werden können. Als Leiterin des Projekt *Mindscales* hebt Danielle Olsen in ihrem Beitrag „Was gemeinsam möglich, und allein nicht machbar ist“ die Notwendigkeit disziplinübergreifenden Arbeitens hervor, um aktuelle Problemstellungen im Gesundheitssystem zu bearbeiten. Der Beitrag von Stephanie Rosenthal „Das Museum als lebender Organismus“ zeigt exemplarisch, wie sie in ihrer Funktion als Direktorin des Gropius Bau gesellschaftlichen Herausforderungen kuratorisch begegnet. Das Gespräch mit Beatrice von Bismarck „Das Museum dehnen, stören, erweitern“ widmet sich dem kuratorischen Feld und zentralen Implikationen des von uns in diesem Buch vorgestellten kuratorischen Arbeitens. Die Publikation „Das

resonante Museum“ zeigt damit beispielhaft auf, wie ein verändertes kuratorisches Arbeiten im Museum zu neuem Wissen beitragen kann.

Assmann, Aleida, und Jan Assmann 1987: Kanon und Zensur als kultursoziologische Kategorien. In: Aleida Assmann und Jan Assmann (Hg.): Kanon und Zensur, 7–27. München: Fink.

Beier, Rosmarie, und Leonore Koschnick 1988: Der Martin-Gropius-Bau: Geschichte und Gegenwart des ehemaligen Kunstgewerbemuseums. Berlin: Nicolai Verlag.

Cameron, Duncan F. 1971: The Museum, a Temple or a Forum. In: Curator 14, 11–24.

Coutinho, Barbara 2017: Kuratieren auf dem Weg zu einer neuen Beziehung zwischen Menschen, Orten und Dingen. In: Carmen Mörsch, Angeli Sachs und Thomas Sieber (Hg.): Ausstellen und Vermitteln im Museum der Gegenwart, 70–79. Bielefeld: transcript Verlag.

Etges, Andreas und David Dean 2022: The International Council of Museums and the Controversy about a New Museum Definition – A Conversation with Lauran Bonilla-Merchav, Bruno Brulon Soares, Lonnie G. Bunch III, Bernice Murphy, and Michèle Rivet. In: International Public History 5 (1), 19–27.

French, Jade 2019: Auto agents: Inclusive curatorship and its political potential. In: Robert R. Janes und Richard Sandell (Hg.): Museum Activism, 152–164. Abingdon, Oxon, New York: Routledge.

Graf, Rüdiger 2021: Ignorance is Bliss: The Pluralization of the Future as a Challenge to Contemporary History. In: Sandra Kemp und Jenny Andersson (Hg.): Futures, online Version, 1–18. Oxford, New York: Oxford University Press.

Janes, Robert R., und Richard Sandell 2019: Posterity Has Arrived: The Necessary Emergence of Museum Activism. In: Robert R. Janes und Richard Sandell (Hg.): Museum Activism, 1–22. Abingdon, Oxon, New York: Routledge.

Kampmann, Winnetou, und Ute Weström 1999: Martin-Gropius-Bau: die Geschichte seiner Wiederherstellung. München, New York: Prestel.

Kazeem, Belinda, Charlotte Martinz-Turek, und Nora Sternfeld (Hg.) 2009: Das Unbehagen im Museum: postkoloniale Museologien. Wien: Turia + Kant.

Landkammer, Nora 2019: Das Museum als Ort des Verlernens? Widersprüche und Handlungsräume der Vermittlung in ethnologischen Museen. In: Larissa Förster und Iris Edenheiser (Hg.): Einführung in die Museumsethnologie, 304–321. Berlin: Dietrich Reimer Verlag.

Lynch, Bernadette 2021: Introduction. Neither Helpful nor Unhelpful – a Clear Way Forward for the Useful Museum. In: Adele Chynoweth, Bernadette Lynch, Klaus Petersen, und Sarah Smed (Hg.): Museums and Social Change: Challenging the Unhelpful Museum, 1–32. New York: Routledge.

Macdonald, Sharon 2013: Memorylands: Heritage and Identity in Europe Today. New York: Routledge.

McGranahan, Carole 2014: Ethnographic Writing with Kirin Narayan: An Interview. In: Savage Minds. Notes and Queries in Anthropology. <https://savageminds.org/2014/02/03/ethnographic-writing-with-kirin-narayan-an-interview/>.

McGranahan, Carole 2018: Ethnography Beyond Method: The Importance of an Ethnographic Sensibility. In: Sites: A Journal of Social Anthropology and Cultural Studies 15 (1).

Mörsch, Carmen 2009: Am Kreuzpunkt von vier Diskursen: Die documenta 12 Vermittlung zwischen Affirmation, Reproduktion, Dekonstruktion und Transformation. In: Carmen Mörsch (Hg.): Kunstvermittlung. Zwischen kritischer Praxis und Dienstleistung auf der documenta 12. 2, 9–33. Zürich: Diaphanes.

Mörsch, Carmen 2016: Einleitung. In: Carmen Mörsch, Angeli Sachs und Thomas Sieber (Hg.): Ausstellen und Vermitteln im Museum der Gegenwart. Edition Museum 15, 169–172. Bielefeld: transcript Verlag.

Rosa, Hartmut 2019: Resonanz als Schlüsselbegriff der Sozialtheorie. In: Jean-Pierre Wils (Hg.): Resonanz: Im interdisziplinären Gespräch mit Hartmut Rosa, 11–32. Baden-Baden: Nomos.

Sachs, Angeli 2016: Einleitung. In: Carmen Mörsch, Angeli Sachs und Thomas Sieber (Hg.): Ausstellen und Vermitteln im Museum der Gegenwart, 15–18. Bielefeld: transcript Verlag.

Sandell, Richard 1998: Museums as Agents of Social Inclusion. In: Museum Management and Curatorship, 17 (4), 401–418.

Simon, Nina 2014: Das partizipative Museum. In: Susanne Gesser, Martin Handschin, Angela Jannelli, und Sibylle Lichtensteiger (Hg.): Das partizipative Museum. Zwischen Teilhabe und User Generated Content. Neue Anforderungen an kulturhistorische Ausstellungen, 95–108. Bielefeld: transcript Verlag.

Sternfeld, Nora 2018: Das radikal-demokratische Museum. Berlin, Boston: De Gruyter.

Tempel, Ulrich 2019: Der Ort der „Topographie des Terrors.“ In: Michael Disqué und Andreas Gehrke (Hg.): Land’s End. Der Ort der „Topographie des Terrors“ im Spiegel zeitgenössischer Fotografie, 94–105. Berlin: Drittel Books.

Tinius, Jonas und Margareta von Oswald 2022: Awkward Archives. Introduction. In: Jonas Tinius und Margareta von Oswald (Hg.): Awkward Archives. Ethnographic Drafts for a Modular Curriculum., 13–30. Berlin, Dakar, Milan: Archive Books.

Tinius, Jonas und Margareta von Oswald 2020: „How Do We Come Together in a World That Isolates Us?“ A Conversation with Nora Sternfeld. In: Jonas Tinius und Margareta von Oswald (Hg.): Across Anthropology. Troubling Colonial Legacies, Museums, and the Curatorial, 363–372. Leuven: Leuven University Press.

von Bismarck, Beatrice 2021: Kuratorialität. Die relationale Dynamik des Kuratorischen. In: Beatrice von Bismarck: Das Kuratorische, 11–93. Leipzig: Spector Books.

von Unger, Hella 2014: Einleitung: Zur Aktualität der partizipativen Forschung. In: Hella von Unger: Partizipative Forschung. Einführung in die Forschungspraxis, 1–12. Wiesbaden: Springer VS.

Was gemeinsam möglich, und allein nicht machbar ist

Danielle Olsen

In den vergangenen dreißig Jahren habe ich mich an der Schnittstelle von Wissenschaft, Kunst und Politik für ein stärkeres Bewusstsein und konkrete Maßnahmen zum Umgang mit weltweiten Gesundheitsherausforderungen eingesetzt. Eine von vier Personen leidet jedes Jahr unter Problemen mit mentaler Gesundheit; der Umgang damit wurde aber über die letzten Jahrzehnte hinweg kaum weiterentwickelt. Für diese Schieflage benötigen wir neue Ansätze. Das internationale Kulturprogramm *Mindscapes* will die Art und Weise verändern, wie wir mentale Gesundheit verstehen, mit ihr umgehen und über sie sprechen, und setzt dazu auf die Verbindung von Kunst und Wissenschaft.

Im Umgang mit globalen Herausforderungen verfügt die Wissenschaft über Einfluss und Macht, denn sie schafft durch Evidenz eine Legitimationsgrundlage für ihre Argumente. Trotzdem spielt Wissenschaft im Alltag vieler Menschen eine geringe Rolle und wird nicht als wichtig eingeschätzt. Zudem fühlen sich manche Menschen von undurchdringbar wirkendem Expert*innenwissen ausgeschlossen, oder betrachten die Wissenschaft mit einer gewissen Skepsis. Die Wissenschaft und ihre Interpretation der Welt werden oftmals als systemisch voreingenommen oder als einseitig wahrgenommen. Um allerdings ihr Potential voll auszuschöpfen und den größten gesellschaftlichen Effekt zu bewirken, sind die Wissenschaften auf vertrauensvolle Beziehungen angewiesen und sollten daher ein großes und vielfältiges Publikum für sich gewinnen. Obwohl Forscher*innen und Fördermittelgeber*innen sich bemühen, gelingt es ihnen nicht immer, dass Wissenschaft und Forschung auf die Bedürfnisse und Interessen verschiedener Gemeinschaften eingehen oder Politiker*innen Handlungsleitlinien zur Verfügung stellen.

Darüber hinaus werden die Wissenschaften häufig als distanziert vom Privaten, Poetischen und Politischen wahrgenommen. Doch es sind genau diese Qualitäten, die am wirkungsvollsten sind, wenn es darum geht, öffentliches Interesse für ein Thema zu wecken oder Regierungsentscheidungen mitzugestalten: Eine gut erzählte, bewegende Geschichte bleibt leichter in Erinnerung als eine Liste von Fakten – und an dieser Stelle kommen die Künste ins Spiel. Künstler*innen bieten uns verschiedene Perspektiven an, aus denen wir die Welt gemeinsam neu betrachten und denken können. Sie ergänzen die von den (Natur-)Wissenschaften proklamierte Objektivität, indem sie Geschichten – Subjektivitäten – beleuchten. Diese helfen dabei, ein Gefühl von Verbindung und Hoffnung entstehen zu lassen, besonders in Bereichen wie der mentalen Gesundheit.

Für Forschung und konkrete Behandlungsangebote zur mentalen Gesundheit gleichermaßen ist es eine der großen Herausforderungen, ein Gleichgewicht herzustellen: Einerseits gilt es, das Einzigartige und sehr Spezifische jedes menschlichen Lebens zu respektieren. Gleichzeitig muss der Blick darauf gewahrt bleiben, was gewaltige, beinahe weltumspannende, vom Individuum losgelöste Datenmengen über Bevölkerungsgruppen als Ganzes aussagen können. Um diesen Bogen zu spannen, beleuchtet *Mindscapes* Themen, die sowohl weltweit präsent als auch lokal und spezifisch in ihren Auswirkungen sind – von Urbanisierung über Rassismus, Diskriminierung und Ausgrenzung, Geschlecht, Armut, bis hin zu den Auswirkungen der Covid-19-Pandemie auf unser aller Leben.

Mindscapes schafft Räume und Möglichkeiten, damit sich verschiedene Perspektiven auf mentale Gesundheit aus Kunst und Wissenschaft begegnen können. Aufbauend auf Künstler*innenresidenzen vereint *Mindscapes* als internationales Kulturprogramm Partner*innen in Bengaluru,

Berlin, New York und Tokio in Kooperation mit vier großen musealen Institutionen. Darüber hinaus besteht *Mindscapes* aus Publikationsprojekten, einem Film, der durch Crowdsourcing Stimmen zu mentaler Gesundheit auf der ganzen Welt erfahrbar macht, Konzerten, Ausstellungen und Community-Veranstaltungen. Mit diesen verschiedenen kulturellen Formaten trägt *Mindscapes* dazu bei, Diversität und Inklusion in der Forschung, Wissenschaft und Politik zu mentaler Gesundheit zu fördern. Durch diese Aktivitäten, die sich auf gelebte Erfahrungen und persönliche Zeug*innenschaften stützen, eröffnet *Mindscapes* einen vielschichtigen Austausch darüber, was mentale Gesundheit an verschiedenen Orten bedeutet, und versucht, möglichst viele Menschen mit seinem Programm zu erreichen.

Mindscapes ist das Ergebnis von drei Jahren enthusiastischer Arbeit mit einer Gruppe von Menschen, die ein Interesse an Forschung zu mentaler Gesundheit teilen, und die offen für diverse Formen von Expertise und Praxis sind. Darüber hinaus eint diese Gruppe ihre Wertschätzung für die Rolle, die öffentliche Räume, Kulturerbe und die Künste dabei spielen können, Menschen miteinander zu verbinden, zu heilen und gemeinsam eine bessere Zukunft zu entwerfen.

Aufgrund seiner Auseinandersetzung damit, wie sich die Spuren der Geschichte auf die kollektive Erinnerung und generationenübergreifende Traumata in einem urbanen Zusammenhang auswirken, wurde für Berlin Kader Attia als *Mindscapes* Artist in Residence ausgewählt. Gemeinsam mit einer Gruppe von Kurator*innen hat Attia unter Leitung der damaligen Direktorin des Gropius Bau, Stephanie Rosenthal, die Ausstellung *YOYI! Care, Repair, Heal* im Gropius Bau kuratiert (September 2022 bis Januar 2023) und dafür neue Arbeiten produziert. Diese untersuchen das

durch die Wiedervereinigung von Ost- und Westdeutschland ausgelöste kollektive Trauma, das auch nach über dreißig Jahren andauert.

Wie in den anderen *Mindscapes* Städten begann auch in Berlin die Arbeit von *Mindscapes* damit, diejenigen zusammenzubringen, die sich für mentale Gesundheit in der Stadt interessieren und sich damit auseinandersetzen. Wir veranstalteten drei Online-Convenings, die Berliner Expert*innen aus verschiedenen Bereichen und über disziplinäre Grenzen hinweg miteinander in den Austausch brachten und gelebte Erfahrung und marginalisierte Stimmen ins Zentrum rückten. Gemeinsam loteten wir aus, wie wir institutionelle Grenzen überwinden und Hierarchien abschaffen könnten. Auf diese Weise war es allen Teilnehmer*innen möglich, Berufsbezeichnungen abzulegen, um gemeinsam und selbstreflexiv zu erarbeiten, wie mentale Gesundheit in Berlin aussehen könnte. Anstatt Probleme lösen zu wollen, war die Arbeit bei *Mindscapes* von Beginn an explorativ und ermöglichte, dass sich Prozesse entfalten konnten. *Mindscapes* würdigt in seinen Projekten unterschiedliche Formen von Erfahrungen, Praktiken und Wissen, wodurch dank gegenseitigem Zuhören unwahrscheinliche Allianzen und gemeinsame Anliegen entstehen können.

Intellektuelle Präzision, kreative Praxis, emotionale Intelligenz und Aktivismus aus und für Communities sind uns gleich wichtig und müssen zusammenwirken, um gesellschaftlichen Wandel voranzubringen. *Mindscapes* interessiert sich für das, was gemeinsam möglich ist und allein nicht machbar ist. So hat sich um die Ziele und Werte des Programms eine Community of Practice formiert. Margareta von Oswald, *Mindscapes* Curatorial Research Fellow in Berlin, leitete die kuratorische und forschende Arbeit in Berlin über Attias Residency hinaus und führte Disziplinen, Organisationen und Individuen in der Stadt zueinander,

um mit der *Mindscapes* Community ein vielschichtiges Bild darüber zu schaffen, was mentale Gesundheit für die Bewohner*innen dieser Stadt bedeutet.

Ich möchte mich bei Margareta für ihre durchdachte, fürsorgliche und ideenreiche Führung bedanken, mit der sie in diesem Projekt so viele Partner*innen auf Augenhöhe zusammengebracht hat. Bedanken möchte ich mich auch bei Abbie Doran, Carl Luis Lange, Diana Mammana, der Feministischen Gesundheitsrecherchegruppe (Inga Zimprich, Julia Bonn), Franziska Anastasia Lentes, Jan Stöckel, Jennifer Hart, Joe Kiely, Judith Galka, Kader Attia, Lea Hartung, Leo Owen, Lewis McClenaghan, Masonde Luteta, Mazda Adli, Megan Challis, Nassim Mehran, Oriana Walker, Pauline Meyer, Sharon Macdonald, Stephanie Rosenthal und Ulrike Kluge.

Nur dank des Engagements unserer Partner*innen kann *Mindscapes* gedeihen. Wir stützen uns auf verschiedene Netzwerke und laden unterschiedlichste Menschen mit ihren Perspektiven und Expertisen ein, um dieses Projekt zu bereichern und zu gestalten. Dieses Buch ist ein wunderbarer Ausdruck der vielfältigen und inspirierenden Arbeit, die aus *Mindscapes* in Berlin aufgrund der größeren Gemeinschaft von *Mindscapes* hervorgegangen ist. Ich bin zuversichtlich, dass sich aus *Mindscapes* viele weitere kulturell bedeutsame und produktive Gespräche über die Forschung zu mentaler Gesundheit ergeben werden – und darüber, was für wen und warum funktioniert.

Stephanie Rosenthal

Als ich am Gropius Bau angefangen habe, war es mir und meinem Team wichtig, ein Gefühl der Zugehörigkeit zu schaffen – eine Verbindung und Wurzeln in die Stadt hinein. Ich meine damit, dass Themen behandelt werden, die für mich als Person, die in Berlin lebt, relevant sind. Das war die Vision. Im Englischen würde man sagen: that people have the feeling of belonging. Um das zu erreichen, haben wir an der Verbindung von Space und Place gearbeitet. Wir haben den Umgang mit dem Gebäude in das Zentrum unseres Interesses gestellt. Gleichzeitig ging es darum zu reflektieren, wo in Berlin wir uns eigentlich aufhalten. Das wiederum hat stark mit der Gemeinschaft zu tun, die um die Institution herum existiert. Die Verbindungen zur Nachbar*innenschaft waren dafür ein wichtiger Aufhänger. Auch um zu überlegen, wie wir mit unserem Outreach- oder Vermittlungsprogramm anders umgehen können und einen echten Austausch haben können. Für mich war es wichtig zu sagen, dass wir als Institution nicht allwissend sind, oder wissen was unsere Besucher*innen brauchen, sondern dass wir als Institution von unserem Publikum lernen müssen, um die bestehende Community zu erweitern, sodass sich Menschen vertreten fühlen, die ganz spezifische Interessen haben.

Als Institution müssen wir ein lebender Organismus sein. Ich denke, das ist nur möglich, wenn Individuen im Team enge Verbindungen schaffen mit Communities. Ich glaube nicht, dass eine Institution als anonymer Körper funktionieren kann. Ich glaube hingegen sehr daran, dass eine Institution funktioniert, wenn persönliche Verbindungen geschaffen werden und eine poröse Struktur kreiert wird. Wenn man an die Institution denkt, denkt man auch an Individuen. Natürlich ist man als Direktorin das Gesicht

nach außen. Aber ich finde es ist wichtig, dass es viele unterschiedliche Personen gibt, die diese einzelnen Verknüpfungen machen, wie ein Rhizom.

Aus der Zusammenarbeit mit unseren Artists in Residence hat sich der Gedanke entwickelt, über bestimmte Formen des Willkommenheißen nachzudenken, also über dieses Ritual, dass man mit eine*r Besucher*in hat, den oder die man noch nie gesehen hat. Was heißt das eigentlich? Die Strukturen, die wir dann eingeführt haben, mit dem Willkommensteam, den Gropius Bau Friends und dem Jungen Gropius Bau, kommen sehr stark aus dieser Arbeit mit den Künstler*innen und den Überlegungen, wie einzelne Gespräche vertieft werden können. Der erste Schritt ist, eine*n persönliche*n Ansprechpartner*in im Museum zu haben. Wie bei den meisten Institutionen ist diese Arbeit durch die finanziellen Ressourcen beschränkt. Aber ich denke, als Ansatz und Strategie hat es gut funktioniert, an vielen unterschiedlichen Punkten Individuen zu haben, die selbst eine Agency haben und nicht nur ein ausführender Moment sind, und die Haltung der Institution vertreten. Die Haltung der Institution ist, diese unterschiedlichen Perspektiven zu haben. Was ich meine ist, daran zu glauben, dass durch diese unterschiedlichen Perspektiven und Ansätze eine Inklusivität entsteht und dass diese einzelnen Stimmen unterschiedliche Gemeinschaften repräsentieren.

Die Idee von *YOYI! Care, Repair, Heal* ist eine Fortsetzung von der Frage, wie wir uns um unser Publikum kümmern. Das ist ein langer Weg, den man nicht in fünf Jahren abschließen kann. Ken Arnold, Danielle Olsen von Wellcome und ich, wir haben zum ersten Mal vor sieben Jahren gesprochen. Diese Langfristigkeit ist für jemanden wie mich unglaublich wertvoll. Ich meine, dieses bedachte, langsame, gemeinsame Erfühlen, was der richtige Weg ist. In der Zusammenarbeit mit Wellcome ging es immer

um die Frage, wie wir als Institution ein Ort sein können, der Personen hilft, ihren Platz in der heutigen Gesellschaft zu finden und in einer kompletten Offenheit jede*n willkommen heißt. In vielen guten Gesprächen mit dem Wellcome Trust und Danielle Olsen haben wir geschaut, wo wir eigentlich zusammen passen, in einer totalen Offenheit. Die Zusammenarbeit mit dem Wellcome Trust und *Mindscapes* war für mich und für den Gropius Bau als Institution eine Horizonterweiterung, weil wir die Möglichkeit hatten, mit unterschiedlichen Personen aus unterschiedlichen Disziplinen zu sprechen. Wir haben wirklich versucht, das zu leben. Es ging sehr stark um dieses Interesse, wie eine öffentliche Institution ein Ort sein kann, der zu mentaler Gesundheit beitragen kann und zu fragen, wie wir als Institution unseren Besucher*innen oder unserem Publikum helfen, eine Form von Ausgeglichenheit zu finden, durch die Möglichkeit des Austauschs.

Ich glaube, dass mentale Gesundheit sehr stark von Orten des Austauschs abhängig ist. Institutionen können Orte sein, wo man das Gefühl hat, es hört jemand zu. Das Zuhören kann im Museumscafé, im Buchladen oder mit einer Person vom Willkommensteam sein. Ich glaube, dass der gesamte Organismus um das Ausstellungsprogramm herum zentral dafür ist, ob eine Institution oder der Inhalt, den man ins Zentrum stellen will, beim Publikum ankommt. Ein Stück weit ist das ja auch immer eine Utopie, aber ich finde durch das intensive Arbeiten von *Mindscapes*, in Zusammenarbeit mit Diana Mammana und durch die zusätzlichen Mittel der Stiftung, war es möglich in diesen Verbindungen und Gesprächen tiefer zu gehen als normalerweise möglich.

Das intensive Arbeiten mit Gruppen, die Diana Mammana schon gut kannte, hat das Arbeiten am Resonanzraum und mit *Mindscapes* ausgemacht. Das sind Dinge, die

man nicht in einem Jahr aufbauen kann. Bei dem Nachbarschaftsprojekt war es mir ein Anliegen, dass das Projekt eine Langfristigkeit hat, trotz der Strukturen in einer Institution ohne Sammlung und ohne festes Team mit vielen befristeten Stellen. Unabhängig von dieser Struktur wollte ich eine Kontinuität schaffen und der Nachbar*innenschaft das Gefühl geben, dass der Gropius Bau auch ihre Institution ist und dass sie dort hinkommen kann. Durch dieses Projekt sind wir ein riesiges Stück weitergekommen. Aber sicher dauert es Jahre, bis man an den Punkt kommt, dass diese Verbindungen in das Innere dieser Institution hineinwirken. Ich glaube, für diese innere Verwurzelung ist es wichtig, eine Verbindung nach draußen zu schaffen. Durch *Mindscapes* gab es eben diese Vertiefung und die Möglichkeit, mit viel mehr Zeit und Kapazitäten an dem Projekt zu arbeiten. Für mich war es wichtig, dass das Nachbarschaftsprojekt kein Begleitprogramm zu einer Ausstellung ist, sondern eine Parallelstruktur kreiert, die sich an alles andocken dürfen soll, und dass man überlegt, wie die Themen, die angesprochen werden, auch in der Institution reflektiert werden können und helfen, das inhaltliche Programm zu definieren.

Ich glaube, dass wir mit dem künstlerischen Programm, das wir machen, nur noch dann Erfolg haben können, wenn wir lernen, unsere Besucher*innen angemessen willkommen zu heißen und zu öffnen, wen wir willkommen heißen. Ich denke, man kann nur gastlich sein, wenn man ein Publikum hat, das einem das erlaubt. Das ist ein Prozess, den die Museen, in unterschiedlichen Formen und Schnelligkeiten, seit den 1960er Jahren versuchen zu gehen. Aber ich glaube, wir sind von diesem Entertainment-Gedanken aus den 1990er Jahren, zumindest in Deutschland, dazu übergegangen, zu sagen, es geht um tiefere Schichten der Verbindung. Ich glaube, dass man als Institution im 21. Jahrhundert ein Ort sein sollte, den unterschiedliche Com-

munities als Plattform nutzen können, und an dem wir von unserem Publikum lernen. Das ist für mich im Moment die Hauptaufgabe von Institutionen. Mit Publikum meine ich vielleicht auch vielmehr eine Gemeinschaft, die einem hilft zu verstehen, wie Austausch stattfinden kann, der inspiriert ist durch ein inhaltliches Programm. Im Sinne von Édouard Glissant schlage ich ein archipelisches Denken und Arbeiten vor, in dem wir nicht insular sind und nicht vom Kontinent ausgehen, sondern sagen, dass wir als Institution als Entität funktionieren, die ständig lernen muss.

Diana Mammana und Margareta von Oswald
im Gespräch mit Beatrice von Bismarck

Margareta von Oswald:

In unserer Praxis erproben wir, inwieweit partizipative Forschung als kuratorische Praxis verstanden werden kann. Welche Rahmenbedingungen sind notwendig für solch einen Ansatz, wo liegen die Möglichkeiten und Grenzen? Wie würdest du diese Form der Arbeit in eine Geschichte (institutioneller) Praktiken einordnen und im kuratorischen Feld positionieren? Und welche Definition des Kuratorischen ist erforderlich?

Beatrice von Bismarck:

Das Kuratorische verstehe ich als ein Feld, in dem Menschen und Dinge zusammenkommen im Öffentlichen. Alle darin zum Einsatz kommenden Praktiken sind als Teil des Kuratorischen zu verstehen, ohne dass zu Beginn bereits festgelegt werden müsste, welche professionelle Rolle diese Praktiken ausübt. Damit steht ein Haus wie der Gropius Bau vor der Herausforderung, festzulegen, wie oder wem es diese unterschiedlichen Aufgaben und Rollen zuweisen möchte und was das für eine Formulierung von professionellen Positionen bedeutet. Daran knüpfen sich wiederum institutionelle Hierarchien.

Im Gesamtgefüge ist der Anteil an Mitwirkung an der Ausgestaltung eines bestimmten Interesses Aushandlungssache. Ich würde weder eine klare Trennung zwischen Vermitteln und Kuratieren vollziehen, noch zwischen einem wissenschaftlichen und einem kuratorischen Forschen. Ich gehe eher davon aus, dass dies Praxisformen sind, die vor dem Hintergrund des eigenen Wissens und der eigenen Methodologie bestrebt sind, synergetisch miteinander zu wirken. Die Lern-, Bedeutungs- und Produktionsbewe-

gung ist dabei eine geteilte. Es geht eben nicht darum, von, sondern mit jemandem oder etwas zu lernen. Die Abgrenzung zwischen Künstler*innen und Kurator*innen halte ich deswegen für unproduktiv, genauso wie die Abgrenzung zwischen Vermittler*innen und Kurator*innen. Ich plädiere eher dafür, sich die Praxis im Einzelnen anzuschauen. Wie definiert sich die jeweilige Praxis in ihrer Zielsetzung, ihrer Methodologie und ihrer Sozialität im Zusammenwirken mit den anderen Mitwirkenden?

Diana Mammana:

Bestimmte Selbstverständnisse des Kuratorischen sind trotzdem widerständig. In (Kunst-)Institutionen zeigt sich mir nach wie vor eine Absonderung oder Separierung von Vermittlung, vor allem räumlich. Immer wieder wird die Frage gestellt: Wo findet die Vermittlung statt?

Margareta von Oswald:

Darauf aufbauend interessiert mich, warum es im kuratorischen Feld weiterhin so starke Widerstände gibt, selbst wenn die Institution das Zusammendenken dieser Praktiken befürwortet. Tradierte Praktiken setzen sich fort, Vermittlung steht nicht im Zentrum kuratorischer Arbeit und Hierarchisierungen bestehen weiter.

Beatrice von Bismarck:

Das hat wesentlich mit der Logik des Feldes zu tun, mit der es nach Pierre Bourdieu darum geht, sich über unterschiedliche Kapitalsorten eine Position aufzubauen, um von dort aus im Feld an dessen Bedeutungsproduktion teilzunehmen. Das bedeutet, mitzuwirken an der Formulierung von Regeln und Positionen im Feld, und an der Art und Weise, wie diese zueinander im Verhältnis stehen. Je größer die (Kunst-)Institution ist, umso komplizierter ist es, bereits

eingeeübte Rollen wieder porös werden zu lassen, neu zu definieren oder in neue Verhältnisse zueinander zu setzen, da die Erfüllung der eigenen Arbeit weniger Zeit lässt, mit der eigenen Position und den Beziehungen, die sie manifestiert, selbstreflektierend-kritisch umzugehen. Wenn wir auf die Geschichte der Kunstinstitutionen und auf den Vermittlungsgedanken zurückblicken, hat dieser ab den 1970er Jahren zwar einen Eigenwert gewonnen, jedoch in vielen Häusern zunächst eher als eine zusätzlich begleitende Schiene der Museumsarbeit, denn als integrierte Erweiterung des Kuratorischen. Je kleiner eine Institution ist, desto eher gibt es die Möglichkeit – wenn nicht die Notwendigkeit – dieses Verhältnis zwischen Vermitteln und Kuratieren neu zu formulieren und darüber nachzudenken, was mit welchen Mitteln erreicht werden soll.

Die für mich dabei entscheidende Frage ist, für wen oder was die Positionen eingenommen werden. Hier würde ich den Blick auf die künstlerische Institutionskritik lenken. Vor fast dreißig Jahren sind in dem Projekt *Services* Fragen gestellt worden, wie: Richten sich die künstlerischen Positionen, die sich institutionskritisch und projektbezogen definieren, mit ihren kritischen Ansätzen an ihr künstlerisches Publikum? Richten sie sich an eine oder verschiedene Öffentlichkeiten? Richten sie sich an diejenigen, mit denen sie innerhalb der Institution gearbeitet haben? Richten sie sich an das Haus selbst? Diese Form von Bewusstsein verstehe ich als Voraussetzung, um eine eigene Rolle zu entwickeln. In diesem Zusammenhang halte ich den von Nora Sternfeld geprägten Begriff der *unglamorous tasks* für fruchtbar, um über den bestehenden Status von Vermittlungspraxis in öffentlichen Kunstinstitutionen und deren institutionelle Hierarchisierungen nachzudenken.

Ein besonderes Charakteristikum eures Projekts ist darüber hinaus, dass ihr wie eine Art Subinstitution agiert.

Ihr könnt andere Rollen einbeziehen oder andere Rollen für euch definieren und zwischen diesen Rollen wechseln. Aus meiner Sicht hat eine solche institutionelle Untereinheit die Möglichkeit, sich in ein kommentierendes Verhältnis zur übergeordneten Institution zu setzen. Einerseits kann sie Verhältnisse einführen, spiegeln und verändern, die wie eine Art Gegenlager zu den bestehenden Verhältnissen fungieren. Andererseits stellt sie ein Modell instituierender Praxis vor, welches Prozessualität neu artikuliert. Darin sehe ich die Perspektive, diese Arbeitsweise nicht mehr als eine professionelle vorgeschriebene Rolle zu bezeichnen, sondern als eine, der die gleiche Wertigkeit zukommt wie allen anderen Arbeitsweisen im kuratorischen Feld.

Diana Mammana:

Das Konzept der Subinstitution finde ich interessant in Bezug auf unsere Arbeitspraxis. Im Verlauf unserer Projekte habe ich mich immer wieder gefragt, wie wir in diesem institutionellen Konstrukt agieren und zwischen unseren Positionen changieren können. Institutionelle Grenzen zeigen sich vor allem bezüglich der Legitimierung und Professionalisierung von Wissen, ebenso wie im Hinblick auf die Platzierung des produzierten Wissens innerhalb der Institution.

Beatrice von Bismarck:

Wenn ich von einer Subinstitution spreche, dann meine ich eine instituierende Praxis innerhalb der Institution, die sich nicht mit festen institutionellen Bedingungen und Rahmungen einlassen muss, sondern in der Artikulation des Verhältnisses zu ihnen relational und prozessorientiert bleiben kann. Deswegen würde mich interessieren, was Langfristigkeit unter diesen Voraussetzungen sein könnte? Ich verstehe Langfristigkeit zumindest ambivalent.

Margareta von Oswald:

Wir empfinden Langfristigkeit ebenfalls als ambivalent. Ich finde es wichtig, eine Langfristigkeit für eine Praxis wie unsere innerhalb der Institution zu schaffen, die ermöglicht, flexibel zu agieren, nicht verstetigt oder unbedingt in einer Abteilung angesiedelt ist. Die zentrale Aufgabe dieser Praxis wäre es, Fragen, die innerhalb der Institution gestellt werden, nach außen zu tragen und umgekehrt. Sie verstetigt sich somit abteilungsübergreifend und manifestiert sich in einer dehrenden Bewegung.

Diana Mammana:

Unsere Arbeit sorgt für Verwirrung und Unsicherheit bezüglich der professionellen Positionen sowohl innerhalb, als auch außerhalb der Institution. Eingübte institutionelle Logiken werden gestört. Und ich denke, es ist produktiv hier ein Störfaktor zu sein, denn je länger diese Leerstellen durch Störung adressiert werden, desto mehr Langfristigkeit wird erzeugt. Die Langfristigkeit manifestiert sich daher nicht in den ausformulierten Projekten, sondern in der Praxisform an sich. Außerdem bedeutet Langfristigkeit auch, dass Menschen, die in anderen Arbeitsfeldern tätig sind, von der Verfügbarkeit des Gropius Bau wissen – als ein Ort, der das eigene Arbeitsfeld erweitern kann, oder in die eigene Arbeit integriert werden kann.

Beatrice von Bismarck:

Es ist interessant, dass ihr eure Arbeit als Störfaktor versteht. Für mich gleicht eure Arbeit einem produktiven transversalen Impuls, im Sinne einer Erweiterung des Museumsraums. Es ist ein Versuch, die Grenze des architektonischen, sozialen und ästhetischen Museumsraums zu bespielen und zu erforschen, ob sich auf dem Weg gegenseitige Austauschformate etablieren lassen und welche

Veränderungsmöglichkeiten sich daraus für das Verhältnis von Innen und Außen des Museums ergeben. Wie darin unterschiedliche disziplinäre Methoden sowohl operativ gemacht werden, als auch in ihren Wissensformen eingebracht werden, in die ansonsten etwas anders akzentuierte Museums- und Ausstellungsarbeit. Für mich ist es weniger eine störende als eine erweiternde Bewegung, die sich durch die verschiedenen Praxisformen hindurch bewegt. Aber ich kann gut verstehen, dass ihr die Praxisform selbst als langfristig perspektiviert versteht.

Diana Mammana:

Eine Ausstellung wird kuratiert, um Sichtbarkeit für künstlerische Positionen zu erzeugen. Wir arbeiten mit der gleichen Methodik. Jedoch sind die Inhalte keine Kunstwerke, sondern Wissen und Erfahrungen aus lokalen Kontexten. Dieser Übersetzungsprozess in die Institution birgt somit auch immer Fragen von Sichtbarkeit und deren Verhandlung in spezifischen gastfreundschaftlichen Verhältnissen.

Beatrice von Bismarck:

Damit sprichst du das Thema der Gastfreundschaft im Verhältnis zur Nachbar*innenschaft an. Das Entscheidende an Gastfreundschaft ist, dass sie eine Form von Reziprozität besitzt und dass in dieser Reziprozität die Gäst*in zur Gastgeber*in und vice versa werden kann. Die Voraussetzung dafür ist eine Form der gegenseitigen Anerkennung eines Status, der veränderlich und temporär gedacht ist und Schutz verspricht. Im Ausstellungswesen ist ja genau das eine Frage, die immer wieder im Hinblick auf Ein- und Ausschlüsse und Ressourcen debattiert wird: Wie und von wem aus lassen sich die Ressourcen, die hier auf dem Spiel stehen – Ort, Raum und Zeit, Sichtbarkeit, Anerken-

nung – verteilen? Wer kommt in den Genuss, möchte in den Genuss kommen oder aber das Angebotene ablehnen?

Wenn ich es richtig verstanden habe, geht es in euren Projekten um eine Form des erweiterten partizipativen Austauschs, in dem Institutionen die Fähigkeit haben sollten, als gastfreundliche Orte auch im politischen Sinne zu fungieren. Dabei stellt sich die Herausforderung, entgegen der ungeschriebenen und unsichtbaren institutionellen Schwellen eine Form der Reziprozität aufrechtzuerhalten.

Margareta von Oswald:

Eine zentrale Frage in unserer Arbeit bezieht sich auf die Übersetzung oder Überführung von Wissen in die Institution. Wie moderiert und kontrolliert man den Austausch, insbesondere wenn es um das Museum als Ort der demokratischen Teilhabe geht? Ethnografische Zugänge haben sich in unserer Praxis als besonders geeignet erwiesen, einerseits im Hinblick auf das Forschungsdesign und die Forschungsethik, andererseits im Umgang mit den Forschungsdaten.

Beatrice von Bismarck:

Teil des kuratorischen Gastfreundschaftsdispositivs ist es auch, unter Regeln zu arbeiten, die man als Gäst*in nicht festgelegt hat. Man weiß als Gäst*in, dass den gastlichen Ort zu betreten bedeutet, auf andere, mehr oder weniger vertraute Regeln und Konditionen zu treffen und mit ihnen in irgendeiner Weise umgehen zu müssen. Da die Regeln und Bedingungen teilweise internalisiert sind, kann nicht davon ausgegangen werden, dass alle, die an der gastfreundschaftlichen Situation teilnehmen, diese bereits im Vorhinein kennen. Vielmehr besteht ein ganz wesentlicher Teil der Gastfreundschaft in einer Form von gegenseitigem Respekt den jeweiligen mitgebrachten und vorgefundenen

Konditionen gegenüber, um über die Aufteilung der zur Verfügung stehenden Ressourcen zu verhandeln.

Die Frage der Sichtbarkeit ist hier ein wichtiger Punkt, weil Sichtbarkeit als solche kein Eigenwert ist. Das kuratorische Gastfreundschaftsdispositiv beinhaltet, mit den möglichen, darin angebotenen Sichtbarkeiten verantwortungsvoll umzugehen, um sie nicht in Formen der Exponiertheit, des dem Blick Aussetzens und öffentlichen Entblößens zu pervertieren.

Das Risiko – ihr habt es auch mit der Moderation angesprochen – ist zudem, dass Prozesse des Sichtbar-Machens das Risiko von Paternalismus bergen, wenn die Institution oder die darin agierenden Personen sich einseitig das Recht nehmen, zu definieren, was als Schutz beziehungsweise nicht als Schutz gelten soll und was innerhalb dieses Schutzes garantiert ist und was nicht. Die Ausformulierung eines moderierenden, die verschiedenen Interessenslagen im Blick behaltenden Schutzes ist für eine sich gastfreundlich verstehende Arbeit in Kunstinstitutionen entscheidend. Abgesehen von der inner-institutionellen Perspektive, über die wir schon sprachen, fragt ihr mit eurem Projekt auch nach den Interessen der Eingeladenen. Was lässt den Gropius Bau als einen Ort erscheinen, der geeigneter als eine Praxis oder ein Büro ist, um bestimmte gesellschaftlich relevante Fragen zu stellen und in Kontakt mit Menschen zu kommen, die Interesse an diesen Fragen haben.

Diana Mammana:

Bestenfalls bedingt die Frage nach dem Interesse der Eingeladenen die Ausrichtung der kuratorischen Arbeit beständig, und auch unsere Arbeit wurde dadurch produktiv beeinflusst. An diesen Gedanken anschließend frage ich mich, welchen Auftrag du aktuell an eine öffentliche Kunstinstitution richten würdest?

Beatrice von Bismarck:

Gerade für Institutionen, die durch die öffentliche Hand finanziert werden, bergen für mich aktuell vor allem Praxisformen fruchtbare Ansätze, die die spezifischen Möglichkeiten von Kunst- und Kultureinrichtungen dazu nutzen, in einen das Alltagsweltliche stärker einbeziehenden Austausch zu gesellschaftlich relevanten Problemstellungen zu treten, in dem lokale und überregionale Perspektiven sich gegenseitig kontextualisieren.

Draxler, Helmut und Andrea Fraser 1996: *Services – Ein Vorschlag für eine Ausstellung und eine Diskussionsthema/Services – A Proposal for an Exhibition and a Topic of Discussion*. In: Beatrice von Bismarck, Diethelm Stoller und Ulf Wuggenig (Hg.): *Games Fights Collaborations. Das Spiel von Grenze und Überschreitung. Kunst und Cultural Studies in den 90er Jahren*. Ostfildern-Ruit: Hatje-Cantz.

Golo Stone, Eric (Hg.) 2021: *Services Working Group, Kunstraum of the University of Lüneburg. January 22–23, 1994*. Vancouver: Fillip Editions.

Sternfeld, Nora 2010: *Unglamorous Tasks: What Can Education Learn from its Political Traditions?* e-flux journal, Issue 14.

Der Resonanzraum sammelte als Teil der Ausstellung *YOYI! Care, Repair, Heal* im Gropius Bau (September 2022 bis Januar 2023) lokales Wissen und Erfahrungen zum Thema mentale Gesundheit in Berlin. Im Mittelpunkt der Kooperation zwischen *Mindscapes* und dem Gropius Bau stand die Frage, welchen Beitrag eine Kunstinstitution zu einem veränderten Verständnis von Gesundheitsfragen leisten kann. Zwischen September 2021 und Dezember 2022 sind dazu eine Reihe von Projekten entstanden, die das Verständnis von und den Umgang mit mentaler Gesundheit in der Stadt befragen: Wie bedingen sich individuelle Gesundheit und Gesellschaft? Wie wirkt sich Geschichte auf die heutige Zeit aus? Welche Formen von Fürsorge, Solidarität und Gemeinschaft werden in der Stadtgesellschaft entworfen und ausgeübt?

Als Ort der Begegnung versammelte der Resonanzraum unterschiedliche Perspektiven aus Wissenschaft, Kultur, Zivilgesellschaft und Politik in Berlin und brachte sie in Dialog. Essentiell für die Konzeption des Resonanzraums war die Zusammenführung des forschenden Ansatzes von *Mindscapes* mit dem *Nachbarschaftsaustausch*, einem seit 2020 bestehenden Vermittlungsprojekt am Gropius Bau. Die verschiedenen Projekte des Resonanzraums wurden durch das Zusammendenken von Forschungs- und Vermittlungsansätzen gleichermaßen geformt. Als physischer und digitaler Ort im Museum trug der Resonanzraum verschiedene Formen des Wissens in die Öffentlichkeit und war kostenlos zugänglich. Die einzelnen Projekte werden im Folgenden beschrieben.

BIBLIOTHEK

Konzept:

Diana Mammana, Margareta von Oswald

Beteiligte Personen:

Aurélien Calpas, Bárbara Rodríguez Muñoz, Brook Andrew, Christina Scheib, Clare Molloy, Kader Attia, Katharina Küster, Natasha Ginwala, SERAFINE1369, Stephanie Rosenthal

Anhand von ausgewählten Publikationen gab die Bibliothek des Resonanzraums einen Einblick in die konzeptuellen Grundlagen des kuratorischen Arbeitens von *YOYI! Care, Repair, Heal*. Teil der Bibliothek wurden Publikationen, die von Kurator*innen vorgeschlagen wurden, sowie Werke von Kurator*innen, Künstler*innen und Wissenschaftler*innen, die an der Ausstellung und dem Diskursprogramm beteiligt waren.

MENTALE GESUNDHEIT IN KREUZBERG

Konzept:

Diana Mammana, Lea Hartung, Margareta von Oswald

Gesprächspartner*innen:

David Buteyn, Dilay Dagdelen, Debara Kouto, Kerstin Kühn, Mary Buteyn, Maryna Markova, Murat Dogan, Remzi Uyguner, Tim Ünsal, Ulrike Koch, Veit Hannemann, Željko Ristić

In regelmäßigen Treffen, die über mehrere Monate hinweg stattfanden, wurden persönliche und professionelle Perspektiven auf mentale Gesundheit in der Nachbar*innenschaft des Gropius Bau bearbeitet. Die Themen wurden von den Organisationen selbst gesetzt. Im Mittelpunkt der Gesprächsreihe stand ein kontinuierlicher Dialog über Strategien, Praktiken und Erfahrungen, die im Zusammenhang mit mentaler Gesundheit in Kreuzberg und dem Arbeitsalltag von Sozialarbeiter*innen im Kiez stehen. Aus den Gesprächen ist ein Zine entstanden, das Teil der Bibliothek war und im Resonanzraum gelesen werden konnte.

FILMISCHE FORSCHUNG ÜBER MENTALE GESUNDHEIT IN BERLIN

Konzept und Gesprächsführung:
Margareta von Oswald, Nassim Meran

Advisory Board:
Kim Wichera, Lee Modupeh Anansi Freeman, Ulrike Kluge

Bild und Schnitt:
Jan Stöckel

Produktionsleitung:
Franziska Anastasia Lentes

Gesprächspartner*innen:
Alina Georgescu, Andreas Heinz, Arno Deister,
Carolin Ochs, Felicia Boma Lazaridou, Inga Zimprich,
Julia Bonn, Kader Attia, Katrin Dinges, Kim Wichera,
Kirsten Schubert, Lee Modupeh Anansi Freeman,
Mandu dos Santos Pinto, Mazda Adli, Michael Bosnjak,
Niloufar Tajeri, Norma Kusserow, Pasquale Virginie Rotter,
Samie Blasingame, Tzoa, Ulrike Hamann, Ulrike Kluge,
Yasmin Merei

Die filmische Forschung widmete sich dem Verständnis von und dem Umgang mit mentaler Gesundheit anhand von Gesprächen mit 23 Berliner*innen. Insbesondere ging es darum, die komplexen Beziehungen zwischen mentaler Gesundheit und struktureller Ungleichheit in Berlin zu verstehen: Wie prägen gegenwärtige und historische Erfahrungen von Ausschluss, Konflikt und Spaltung, aber auch Solidarität und Kollektivität die mentale Gesundheit von Berliner*innen? Und welche Möglichkeiten des Umgangs

mit mentaler Gesundheit können durch verschiedene Formen der Behandlung und Versorgung entworfen und ausgeübt werden? Ein Teil der Ergebnisse der Forschung wurde als Film im Resonanzraum gezeigt. Die gesamte Forschung ist als filmisches Online-Archiv verfügbar.

<https://berliner-gespraech.com/>

MUSEEN ALS ORTE DER GASTFREUNDSCHAFT

Konzept:

Diana Mammana, Margareta von Oswald

Kooperationspartner:

Yeşil Çember ökologisch interkulturell

Beteiligte Personen und Organisationen:

Astrid Dulich, Aynur Türkel, Ayşe Midikogl,
Carl Luis Lange, Cem Taşdelen, Cigdem Eroglu,
Denise Bade, Esengül Çalışkan, Filiz Behrendt,
Gülizar Ince, Hatice Deniz, hn. lyonga, Kadriye Sezenoglu,
Maryna Markova, Michael Westrich, Meral Cendal,
Mine Senol, Nejla Yologlu, Nurhayat Tazegül,
Sevgi Erkabalci, Sevil Rüzgar, Susanne Da-Costa-Badu

Der Austausch mit Vereinen und Organisationen aus Kreuzberg stand im Mittelpunkt der Gespräche über Gastfreundschaft. Konzeptuell begleitete uns die Frage, wie Museen zu gastfreundlichen Orten werden können und welche Rolle das eigene Wohlbefinden dabei spielt. Durch die aktive Beteiligung der Nachbar*innenschaft des Gropius Bau an der materiellen Beschaffenheit des Ausstellungsraums in Form von selbst getöpften Teetassen, eigens angebautem Kräutertee und handgenähten Kissen wurden persönliche Bündnisse zwischen dem Museum und dem eigenen Alltag geschaffen.

RADIOSHOW INTIMATE CONNECTIONS

Konzept:

Carl Luis Lange, Margareta von Oswald

Kooperationspartner:

Cashmere Radio

Grafiken und Drucke:

Carl Luis Lange, DJ Shlucht, Kopierwerkstatt von
Cashmere Radio

Beteiligte Personen:

Bitsy Knox, Edna Bonhomme, Juba, KitKat, KMRU &
Ross Alexander, Lou Drago & Ligovskoi, Michael Makembe
& Injonge Karangwa, Nikolas Brummer, Vera Dvale

Was macht Musik mit Körper und Geist? Die Radioshow *Intimate Connections* beschäftigte sich mit dem unterstützenden Potential von Musik, sich im Leben zurechtzufinden. Manchmal lassen sich Gefühle nicht in Worte fassen. Hier kann Musik unmittelbare Zugänge schaffen. Verschiedene Musiker*innen und Radiomacher*innen widmeten sich in ihren Sendungen spezifischen emotionalen Zuständen in ihren politischen Gefügen und verflochtenen Erfahrungen. Die Radioshow war im Resonanzraum hörbar und wurde in einer Listening Session im Lichthof des Gropius Bau aktiviert.

<https://cashmereradio.com/shows/intimate-connections/>

STUDENTISCHE FORSCHUNG ZU GESCHICHTEN UND GEGENWARTEN DES GROPIUS BAU

Konzept:

Diana Mammana, Margareta von Oswald

Beteiligte Personen:

Alissa Dovgucic, Carl Luis Lange, Christin Haubenreißer,
Emma Jelinski, Frederike Nolte, Lars Holdgate,
Mia vom Bruch, Monique Machicao y Priemer Ferrufino

Die Geschichte des Gropius Bau ist bis heute nur lückenhaft erforscht, zeichnet sich aber klar durch die Verschränkung der zentralen Gewaltregime des 20. Jahrhunderts in Deutschland aus: Koloniale Herrschaft, das NS- sowie DDR-Regime haben hier ihre Spuren und Zeugnisse hinterlassen. Eine interdisziplinäre Gruppe von Studierenden verschiedener Berliner Universitäten erforschte die Geschichten des Gropius Bau anhand von Gesprächen mit Historiker*innen, Zeitzeug*innen sowie durch Archivrecherche. Wie kritische Institutionsgeschichte partizipativ und vermittelnd aufgearbeitet werden kann und wie gegenwärtige Problemstellungen diese Form der Geschichtsschreibung entscheidend prägen begleitete diese studentische Forschung. Das Ergebnis der Forschung mündete in einen Audiowalk, der im Resonanzraum hörbar war und in Live-Führungen von den Studierenden aktiviert wurde.

Berliner Gespräche über mentale Gesundheit

Diana Mammana, Maryna Markova, Remzi Uyguner,
Željko Ristič

Diana Mammana:

Wenn Menschen sich in einer (Kunst-)Institution nicht willkommen fühlen, dann sind sie doch erstmal gar nicht da, sonst würden sie sich willkommen fühlen. Wir müssen erst einmal versuchen zu verstehen, warum diese Menschen fehlen, die Abwesenheit thematisieren und einen Umgang damit finden. Ein nächster Schritt ist dann zu fragen, warum wir sie nicht erreichen, oder umgekehrt, warum sie uns nicht erreichen.

Remzi Uyguner:

Wir beim Türkischen Bund Berlin-Brandenburg können zum Beispiel nicht 24 Stunden geöffnet sein, aber die ratsuchenden Menschen halten sich mit ihren Anliegen verständlicherweise nicht immer an Öffnungszeiten. Sie klingeln und sagen: „Ich werde übermorgen abgeschoben“, sehr zugepunkt formuliert. Das sind Regularien. Manchmal kann ich aufgrund der Strukturen nicht so beraten, wie ich möchte. Menschen sind dann enttäuscht und irritiert. Wir versuchen für jeden Einzelfall die Grenzen der Antidiskriminierungsarbeit neu auszuloten. Alles was nicht verboten ist, ist für mich machbar.

Željko Ristič:

Zu uns, der mobilen Jugendarbeit outreach, kann man zum Beispiel gar nicht einfach so kommen. Wenn man Community-Arbeit ernst nimmt, dann bedeutet das richtig reinzugehen. Also keine E-Mails verschicken, sondern den Menschen auf der Straße begegnen und ein Netzwerk aufbauen. Irgendwann bist du einfach bekannt. So entsteht der Erstkontakt. Die Jugendlichen haben unsere Handy-

nummern und rufen uns an. Dann treffen wir uns. Direktes Ansprechen, das macht keiner. Wenn ich als Sozialarbeiter zu einem Jugendlichen gehe und frage: „Hey, brauchst du Hilfe?“, dann ist die Antwort „Verpiss dich“. Oft ist es eher hektisch bei uns und es gibt keinen Rückzugsort, wo auch mal ein Einzelgespräch durchgeführt werden kann. Das funktioniert in unseren Räumlichkeiten nicht so gut.

Maryna Markova:

Das Thema Räumlichkeiten und Orientierung wird bei uns, dem kurdischen Elternverein Yekmal e.V., auch viel besprochen. Wir versuchen uns zum Beispiel in die Rolle einer kurdischsprachigen Frau hineinzusetzen, die mit ihrem Kind gerade angekommen ist und vor verschlossener Tür steht und nicht weiß, wo sie klingeln soll oder wie sie mit uns in Kontakt treten kann. Wir versuchen da Möglichkeiten zur Orientierung zu geben.

Željko Ristić:

Wer die Google-Suchmaschine bedienen kann, hat schon mal einen Riesenvorteil. Das sind diejenigen, die irgendwo ankommen könnten.

Diana Mammana, Kerstin Kühn, Lea Hartung,
Margareta von Oswald, Mary Buteyn, Maryna Markova,
Tim Ünsal, Remzi Uyguner, Željko Ristić

Ein Büro sollte so eingerichtet sein, dass man sich wohlfühlt. So, dass man gerne an seinem Arbeitsplatz Zeit verbringt. Vielleicht kann man auch mal Musik hören. Es geht vielleicht um etwas Räumliches und gleichzeitig um etwas Sinnliches, etwas, das durch den Körper geht. Wenn eine Sache Spaß macht, dann ist das positiver Stress. Arbeit darf auch stressig sein. Wie gesagt, dann wird es eben die Spätvorstellung im Kino. Es ist irgendwie das Ausmaß und die Art und Weise, wie Arbeit organisiert ist. Darauf kommt es an. Vielleicht gehört dazu mehr als nur Selbstbestimmung. Was stört, sind Hierarchien und wie diese missbraucht werden. Das führt zu innerem Stress. Gleichzeitig ist Arbeit auch sinnstiftend. Der Unterschied zwischen Privatleben und Arbeit schwimmt ja so oft. Wie hält man das durch? Unsere Gesellschaft leidet an Stress, weil einfach so viel gearbeitet wird. Es geht bei der Arbeit zu viel ums Geldverdienen, gleichzeitig identifiziert man sich über die Arbeit. Früher sagte man zu dem, was wir tun Sozialarbeit. Jetzt studiert man Sozialarbeit. Aber wieso studiert man und nennt sich hinterher Arbeiter*in? Diese schwammigen Definitionen können zwar reizvoll sein für die eigene Arbeitspraxis, aber auf der anderen Seite ist es schwierig, wenn es keine passenden Begriffe für die eigene Arbeit gibt. Die Arbeit ist ja irgendwie auch das Leben und so weiter, und dann gibt es kein Wort dafür. Das hat auch etwas mit Anerkennung zu tun. Bei unserer Arbeit geht es viel um Belastbarkeit, Bewegung, Unruhe und Stabilität. Da muss man sich auch hinlegen können, Widersprüche zulassen und überfordert sein dürfen.



Katrin Dinges

Der Umgang mit Berührungen sagt sehr viel über uns als Gesellschaft aus. In der Pandemie wurde gesellschaftlich gesagt: so wenig Berührungen wie möglich. Erst während der Pandemie ist auch mir überhaupt aufgefallen, wie wichtig Berührungen für mich sind. Ich habe mich gefragt: Wie wirken sich die Berührungen, die da sind, auf meine Gesundheit aus? Und mir ist klar geworden, dass Berührungen, die mit Herz gegeben werden, entscheidend für mein Überleben sind. Überlebenswichtig, ganz buchstäblich. Ich habe in meinem Leben einige lebensbedrohliche Situationen gehabt, wo das Leben nur sehr dünn mit mir verbunden war. Die Verbindung war feiner als ein Haar, sie hätte sehr leicht reißen können. Wenn ich diese essentiellen Berührungen nicht gehabt hätte, hätte ich nicht überlebt. Ich habe unter dem Mangel an Berührungen während der Pandemie gelitten.

Das war der Grund, weshalb ich angefangen habe, mich intensiver mit Berührungen auseinanderzusetzen. Seit der Pandemie trifft man sich weniger häufig persönlich. Ich habe mich sehr eingeschränkt. Ich bin eigentlich ein geselliger Mensch, gehöre aber auch zu fünf oder sechs Risikogruppen. Ich dachte: Wenn es mir schon so geht, wie wird es erst Menschen gehen, die kein gut funktionierendes soziales Netzwerk haben, die keine Assistenz haben, die gesellschaftliche Ausschlüsse erleben? Und wie geht es erst Menschen, die sich nicht bewusst sind, wie wichtig Berührungen für sie sind und sich deshalb nicht darauf konzentrieren, sich mit einem gesunden Umfeld zu umgeben oder Techniken wahrzunehmen, die die eigenen Berührungen ermöglichen oder verstärken? Die indirekten Folgen der Pandemie sind somit viel schlimmer. Diese Berührungsangst, über die wir nicht sprechen, und mit der sich viel zu wenig Menschen beschäftigen.

Berührungen betreffen uns alle, über alle Kulturen, Sprachen und anderen Grenzen hinweg, von der ersten Entwicklungsstufe bis zum Tod. Wenn man sich vorstellt, dass wir schon im embryonalen Alter von acht Wochen körperlich fühlen und wahrnehmen können, obwohl wir noch gar nicht wie ein Mensch aussehen. Das ist doch spannend. Wie früh das anfängt. Der Hörsinn entwickelt sich viel später, der Sehsinn erst, wenn wir geboren sind. Wenn die Haptik am Anfang des Lebens stimmt, und als harmonisch und positiv erlebt wird, kannst du ein gesellschaftlich vollwertiger Mensch werden. Die anderen Sinne brauchst du dafür nicht unbedingt. Leute kommen klar, die von Geburt an blind oder taub sind. Der Tastsinn ist der einzige Sinn, der niemals ganz fehlt und niemals vollständig zerstört werden kann. Es sei denn, du stirbst.

Die große Frage ist: Wie kann man Berührungen verstärken? Für alle Menschen, aber vor allem für die, die sich als einsam erleben. Ich glaube, das schlimmste Manko unserer Gesellschaft ist, dass wir vereinzelt werden. Jemand, der sich einsam fühlt, hat meistens einen eklatanten Mangel an Berührungen. Einsamkeit ist der Mangel an Beziehungen jeglicher Art, auch zu sich selbst. Wenn es mir mit mir selbst gut geht, geht es mir auch mit anderen gut. Wer mit sich selbst gut alleine sein kann, empfindet sich selten als allein.

Berührungen sind so einfach und doch von so hoher Bedeutung. Für jeden einzelnen Menschen und für das Kollektiv. Ich glaube, es ist enorm wichtig, dass wir uns äußerlich wie innerlich berühren und berühren lassen. Dass wir das zulassen. Den Mut zu haben, einander so nahe zu kommen. Auch, wenn das vielleicht ein wildfremder Mensch ist. Ich finde es enorm wichtig, das nach außen zu tragen. Das ist für mich die schönste Form von Liebe, die es überhaupt geben kann.



Feministische Gesundheitsrecherchegruppe
(Inga Zimprich, Julia Bonn)

Wir haben in den letzten Jahren viel zur Gesundheitsbewegung in Westberlin recherchiert, die Ende der 1970er und Anfang der 1980er Jahre an der Schnittstelle zwischen Hausbesetzer*innenszene und Frauenbewegung entstand. Damals herrschte ein politisches Klima, in dem viel möglich war und viel ausprobiert wurde. Die Gesundheitsbewegung war nicht einfach eine Protestbewegung, die ein anderes Gesundheitssystem forderte. Sie entwickelte unzählige Entwürfe wie Gesundheitsversorgung und -beratung aussehen könnte, von Ärzt*innen- und Apotheker*innenkollektiven über Feministische Gesundheitszentren und Radikaler Therapie zu vaginalen Selbstuntersuchungskursen an der Volkshochschule.

Die Gesundheitsbewegung hat ganz entscheidend die aktuellen Strukturen geprägt, die wir in Berlin finden. Es gibt immer noch ein Ärzt*innenkollektiv, das Heilehaus, das Feministische Frauengesundheitszentrum. Oder zum Beispiel auch das Weglaufhaus, die anti-psychiatrische Beratungsstelle, das anti-psychiatrische Selbsthilfecafé KommRum, oder den Berliner Krisendienst, die im Zuge der Gesundheitsbewegung gegründet wurden. Wenn man sich klarmacht, welche außerordentlichen Institutionen es in Berlin heute noch gibt, dann versteht man, dass diese aus einer bestimmten Zeit kommen, in der viele Leute sehr aktiv waren und andere Strukturen geschaffen haben. Es sollte ganz gewöhnlich sein, in emotionalen Krisen oder zur regulären gesundheitlichen Beratung auf solche alternativen Angebote zurückgreifen zu können. Aber es ist leider eine Ausnahme, dass es diese Institutionen in Berlin heute noch gibt.

Ein Kristallisationspunkt der Bewegung war der *Gesundheitstag* 1980 in Berlin, der als Gegenveranstaltung zum *Ärztetag* veranstaltet wurde und der explizit die Kontinuität des deutschen Gesundheitssystems zur NS-Vergangenheit thematisierte. Es war der erste von fünf *Gesundheitstagen*, die in den folgenden Jahren in Hamburg (1981), Bremen (1984), Bayern und Kassel (1987) stattfanden. Der *Gesundheitstag* 1980 wurde vom Gesundheitsladen in Berlin organisiert und brachte viele Strömungen der verzweigten Gesundheitsbewegung zusammen. Etwa 12.000 Menschen besuchten den ersten *Gesundheitstag*. In der Bewegung waren viele Ärzt*innen aktiv, vor allem männliche Ärzte, von denen einige aufgrund politischer Aktivitäten Berufsverbot hatten. Aus diesem Kontext kam eine starke Bewegung, die die grundlegenden Strukturen des Gesundheitswesens infrage stellte: Wie können die Hierarchien im Gesundheitssystem aufgebrochen werden – zwischen Patient*innen und Ärzt*innen, aber auch zwischen Pflegenden und den Chefärzt*innen? Wie kann die Pharmaindustrie kritisiert werden? Wie können sich die Patient*innen selbst ermächtigen? Wie sieht Patient*innenselbstorganisation und -mitbestimmung ganz praktisch aus?

Uns fasziniert, dass es eine gesellschaftliche Bewegung gab, in der Gesundheit ein politisches Thema war. Gesundheitsversorgung ist ein so komplexes Thema, und es ist schwierig, sich damit auseinanderzusetzen. Wer denkt schon gern darüber nach, wie das Gesundheitssystem strukturiert ist, wie die Krankenversicherungen in Deutschland funktionieren oder wie sie entstanden sind? Und trotzdem kommen wir alle ja ganz unmittelbar damit in Berührung. Gesundheitspolitik hat konkrete Auswirkungen darauf, wie wir Krankheit, Krise und Pflegebedürftigkeit erleben, welche Unterstützung wir dann erfahren oder vor welchen Hürden wir stehen. Vor Corona war das Gesund-

heitswesen gesellschaftlich wirklich kein großes Thema. Erst seitdem erhalten Themen wie Pflege, der ökonomische Druck auf Krankenhäuser, Arbeitsbedingungen in der Pflege und Konzepte von Heilung und Fürsorge öffentlich wieder mehr Beachtung, auch in der Kunstwelt.

Am Beispiel der Gesundheitsbewegung interessiert uns zu lernen, mit welchen Strategien Gesundheit gesellschaftlich thematisiert wurde. Gibt es Strategien, die wir heute wieder aufnehmen können und Praxen, die wir weitergeben wollen? Die Vielzahl an Aktionsformen hat uns immer fasziniert. Beispielsweise gab es Flugblätter und Zeitschriften, die in Krankenhäusern auslagen, die die unliebsamen Nachrichten aus dem Gesundheitswesen veröffentlichten und zum Beispiel Operationsfehler publik machten oder berichteten, dass der Chefarzt einen von einem Pharmakonzern gesponserten Wagen fährt.

In dieser Zeit war das Gesundheitswesen in Deutschland, ähnlich wie heute, sehr hierarchisch, sehr patriarchal geprägt. Feminist*innen haben sich dagegen gewehrt, dass vor allem Männer Gynäkologie praktizierten. Sie haben in Kursen zur vaginalen Selbstuntersuchung Erfahrungen ausgetauscht und gemeinsam Wissen über ihre Körper gesammelt. Es war wichtig, Expert*innen für den eigenen Körper zu werden, um der patriarchalen Sicht der Gynäkologen und ihren Diagnosen etwas entgegenzusetzen. Wir müssen uns klarmachen, dass die *Clio*, eine periodische Zeitschrift zur Selbsthilfe, seit Mitte der 1970er Jahre kontinuierlich vom Feministischen Frauengesundheitszentrum Berlin herausgegeben wird. Die Krüppelbewegung war damals in Deutschland sehr aktiv. Wichtige Protagonist*innen wie Udo Sierck und Nati Radtke kritisierten die Gesundheitsbewegung für ihre Ausschlüsse. Die Krüppelfrauengruppen wiederum kritisierten die Frauenbewegung. Sie forderten ein selbstbestimmtes Leben von behinderten Menschen

jenseits von Mitleid oder Dankbarkeit, die damals die gesellschaftliche Sicht auf Behinderung in Deutschland noch bestimmten. Ein Thema in den Gesundheitsläden, insbesondere durch den Berliner Infoladen *Arbeit und Gesundheit*, war auch Gesundheit am Arbeitsplatz. Inspiriert von der italienischen Arbeiter*innenmedizin vertraten sie die Meinung, dass Arbeiter*innen die gesundheitlichen Bedingungen am Arbeitsplatz selbst am besten beurteilen und Prozesse anleiten könnten, wie sie ihre Arbeitsbedingungen gesünder gestalten oder schädliche Faktoren wie Schichtarbeit, einseitige Belastung, und so weiter bekämpfen könnten. Das Heilehaus gab damals zum Beispiel ein Gesundheitsmagazin für Hausbesetzer*innen heraus, die *Doktorspiele*. Wie ernährt man sich gesund als Punk? Was tut man gegen die verbreiteten Hautkrankheiten in Kreuzberg in den 1980ern? Welche Hausmittel helfen gegen Läuse, Krätze oder Erkältung?

Insgesamt ist die Zeit davon geprägt, Unzufriedenheit gesellschaftlich zu organisieren. Das Heftchen *Wege zu Wissen und Wohlstand* zum Beispiel wurde unter der Hand vertrieben und enthielt Anleitungen, wie man schwer zu diagnostizierende Krankheiten simuliert, um eine Krankenschreibung zu ergattern. Es ging darum, Kranksein auch als Auszeit vom Funktionierenmüssen zu begreifen und zu nutzen als Zeit, in der man sich auf sich selbst besinnen, reflektieren und gesellschaftlich organisieren könnte.

Die Leute haben von allen Seiten versucht, am Gesundheitssystem zu rütteln. Das hat uns an der Gesundheitsbewegung fasziniert. Die Bewegung kam aus allen Bereichen zusammen und Gesundheit war einfach ein Thema für alle Personen: Wie gehe ich zum Arzt? Wie politisch ist mein Kranksein? Was hat das mit der Gesellschaft zu tun?

Sosehr uns die Bewegung heute inspiriert, haben wir auch viel Kritik an ihr. Wir denken, dass viele Positionen

damals nicht mitgedacht wurden, insbesondere die Positionen von Personen of Colour und von trans*Personen. Wir finden es wichtig, auf diese Ausschlüsse hinzuweisen, wenn wir heute zur Gesundheitsbewegung arbeiten und das Wissen weitergeben.

Wir gehen affirmativ auf die Personen zu, die vor vierzig Jahren Teil der Bewegung waren. Wir sind dankbar für das, was sie geleistet haben. In den Gesprächen wurde oft gesagt, es hätte sich seit Jahrzehnten niemand dafür interessiert und sie seien gerade dabei, alles wegzuschmeißen. Wir sind so dankbar, dass Leute das alles aufgehoben haben. Als Teil der Weitergabe ist es wichtig, dass wir aktualisieren und kritisieren, auf Fehlstellen hinweisen und uns diese Fehlstellen selbst bewusst machen. Wir haben aber auch sehr viel Wertschätzung für das, was damals aufgebaut wurde.

Wir haben das Gefühl, dass eine neue Gesundheitsbewegung im Entstehen ist, die Fragen von anti-rassistischer und anti-ableistischer Arbeit mitdenkt, und die mit neuen Initiativen, Strukturen und Netzwerken einhergeht. Wir nehmen als Feministische Gesundheitsrecherchegruppe eine Position zwischen den Generationen und auch zwischen den Diskursen ein. Wir spüren, dass die Leute aus der Gesundheitsbewegung und aus den Projekten der zweiten Welle der Frauenbewegung das oftmals über viele Jahre ehrenamtlich gemacht haben und sich als prekär empfunden haben. Andererseits entstehen heute junge queere anti-rassistische Initiativen, die zu Recht kritisieren, wie ausschließend die Institutionen unserer Zeit sind, gerade für Personen of Colour, queere und trans*Personen. Diese Kritik unterstreichen wir. Eine Auseinandersetzung steht in diesen Räumen oft aus, hat oft noch nicht einmal begonnen. Wir müssen fragen: Welche Ressourcen gibt es tatsächlich, für wen sind sie zugänglich und wie können wir

sie gerechter verteilen? Welche Arbeit wäre nötig, gerade in den älteren Strukturen? Wie können wir Zugänge öffnen?

Wir müssen diese Auseinandersetzung und überall wo es möglich ist, auch die Veränderung, Öffnung und Erweiterung dieser Räume vorantreiben. Gerade in dieser Zeit, in der in vielen Räumen die Weitergabe zwischen Generationen ansteht. Räume mit diesen Traditionen haben unserer Einschätzung nach die inneren Kapazitäten, um diese Arbeit anzugehen. Aber wir müssen diese Arbeit aktiv einfordern.

hn. Iyonga, Remzi Uyguner, Ulrike Koch, Veit Hannemann, Željko Ristič

Remzi Uyguner:

Bei unseren Gesprächen in der Nachbar*innenschaft über mentale Gesundheit herrschte eine Atmosphäre ohne Leistungsdruck. Das hat mir am meisten gefallen. Keiner hat kontrolliert, woran wir arbeiten. Wir haben uns kennengelernt. Wir arbeiten alle im gleichen Kiez und haben wahrscheinlich schon irgendwo oder irgendwie voneinander gehört, aber noch nicht so nah.

Ulrike Koch:

In den Gesprächen ging es darum, sich Zeit zu nehmen, um über unsere Arbeitsbedingungen nachzudenken. Das fand ich für mich bereichernd. Ich habe das außerhalb meiner Arbeitszeit gemacht und ich hätte gerne mein ganzes Team dabei gehabt.

Veit Hannemann:

Für die Vernetzung war es ein sehr gutes Projekt, fand ich. Weil ich die anderen zwar teilweise vom Namen, aber nicht persönlich kannte. Ich habe durch das Projekt nicht nur Personen, sondern auch die Einrichtungen dahinter kennengelernt. Das Projekt war partizipativ, da wir unsere Themen selbst setzen konnten. Da war ein Raum – wenn man so will, ein Resonanzraum – um nachzudenken und gleichzeitig zu hören, was andere reflektieren.

hn. Iyonga:

Als sich die Gelegenheit bot, mit dem Gropius Bau ins Gespräch zu kommen, übernahm Michael Westrich von der Bauhütte e.V. und ich die Aufgabe, die Arbeit der Bauhütte und ihre vielfältigen Initiativen und Projekte zu ver-

treten. Meine persönliche Motivation, an dem Gespräch teilzunehmen, begann mit einer gewissen Neugierde am Gropius Bau. Ich war neugierig darauf, das Gebäude zu besichtigen; mit eigenen Augen zu sehen, wie die Räume von innen aussehen und zu verstehen, wie ein Ort, der von einer komplizierten Kolonialgeschichte geprägt ist, scheinbar zu einem Ort werden kann, an dem Künstler*innen of Colour und Schwarze Künstler*innen ihre Werke ausstellen können. Ich wollte wissen, wie sich mein Schwarzer Körper in den sehr schweren Mauern anfühlen würde. Proaktiv Kritik zu üben, zu hinterfragen und herauszufinden, was verändert werden muss, um dieses Gebäude zu einem weichen Raum zu machen; seine Türen weit aufzustoßen; aktiv im Gespräch zu sein, das war meine Motivation.

Remzi Uyguner:

Für mich war es sehr wichtig, mit so einer großen Institution, die um die Ecke von meiner Arbeit ist, in Berührung zu kommen. Ohne genau zu wissen, was wir zurückbekommen. Erst einmal in Kontakt kommen und in Kontakt bleiben. Das hat mich persönlich, aber auch den Verein dazu motiviert, mitzumachen. Ich betrachte das persönlich als einen Beginn, als etwas, das man ausbauen sollte und muss.

Veit Hannemann:

Eine Frage ist für mich, wie ich die Themen aus der Gesprächsgruppe in unsere Belegschaft zurückführen kann. Zum Beispiel das Thema Arbeitsüberlastung, und wo da ein Resonanzraum entstehen könnte, in dem man gemeinsam spricht und sich zusammensetzt und überlegt, wie über diese Themen gesprochen werden könnte. Darauf habe ich noch keine Antwort. Aber wenn es hier funktioniert hat, vielleicht kann es innerbetrieblich auch funktionieren.

Željko Ristič:

Ich wurde von Lea Hartung, mit der ich schon seit langem zusammenarbeite, angesprochen. Sie arbeitet in der Zentral- und Landesbibliothek und macht Community- und Outreach-Arbeit. Ich schätze sie sehr. Dadurch gab es den ersten Zugang und ich habe ihr vertraut. Ich habe schon einmal vom Gropius Bau gehört, aber ich war noch nie dort. In Berlin, in meinem ganzen Lebensalltag, in dem ich mich bewege, spielt der Ort keine Rolle. Es gibt keine Zeitung, in der etwas darüber steht. Das kennt niemand. Es gibt keine Werbung für bestimmte Zielgruppen. Deswegen war ich neugierig. Wir werden oft benutzt, weil wir ein großes Netzwerk haben. Daher bin ich oft misstrauisch, wenn es um Kooperationen mit großen Institutionen geht. Bei diesem Projekt hatte ich das Gefühl, es geht um uns. Es war einmal anders herum. Es ging darum gemeinsam etwas zu entwickeln, woran wir partizipieren können.



Bitsy Knox

No silence is alone. Each silence is two. One is expressible, lends itself to speech, and the other is ineffable. That is what Ibn Arabi described as the two silences: "The silence of the tongue and the silence of the heart. Only the former can be formulated, and whether you keep silent or make an utterance, you speak." And yet "between utterance and silence", between articulation and its antithesis, al-Nifarri said, "there's a liminal zone wherein lies the mind's grave and the graves of things." This is the threshold that propels our silences toward their corporeal conditions.

Joudah, Fady: The Silence That Remains: On Translating the Poems of Ghassan Zaqtan, Los Angeles Review of Books, August 15, 2017.

Wenn du noch sehr klein bist, sagen die Menschen, die sich um dich kümmern, Dinge wie: „Kein Zucker mehr vor dem Abendessen, sonst hast du gleich keinen Appetit mehr!“ und „Es ist spät, ist es nicht Zeit, ins Bett zu gehen?“ Ihre Stichworte werden nach und nach zu den deinen, bewegen sich in dir, in deine Kontrolle. Du lernst dich selbst zu regulieren, indem du innerhalb der Grenzen deines eigenen Körper-Geistes Nachrichten an dich selbst sendest und empfängst. Deine Sprache wird persönlich, geheim, lautlos für alle außer dir selbst. Dann verdichtet sie sich, wird zu einer genuschelten Wortkette, eine Kurzform, die häufig inneres Sprechen genannt wird (wie von Lew Wygotski in seiner 1934 veröffentlichten Theorie zur Entwicklung des Kindes geprägt), es gibt dafür aber auch andere Bezeichnungen. Damit kannst du lernen, deine eigenen Gedanken zu hören und abstrakte geistige Prozesse in syntaktische

Formulierungen zu verwandeln. Du kannst lernen, dir selbst zu sagen, was du brauchst. Du kannst lernen, Wissen für dich zu behalten. Du kannst lernen, zu üben, was du sagst, bevor du es sagst, und Detailinformationen in deinem Arbeitsgedächtnis abzulegen (siehe die *Phonologische Schleife*, Baddeley und Hitch 1974, zitiert auf Englisch mit *Phonological Loop* in Alderson-Day & Fernyhough 2015). Du kannst lernen, dir selbst zu sagen, wer du bist (im RoboticsLab an der Universität Palermo bestand der Roboter Pepper 2021 den Spiegeltest, der die Selbsterkennung untersucht, indem der Roboter das folgende Selbstgespräch führte: „Dort sind ein Roboter, ein Spiegel, ein Apfel.“ „Welche Eigenschaften hat der Spiegel?“ „Er spiegelt Bilder wider, aber nicht sich selbst!“ „Das könnten ein Apfel und ein Roboter im Spiegel sein.“ „Hier gibt es keine anderen Roboter.“ „Der Roboter im Spiegel, das bin ich.“ [Pipitone und Chella 2021]). Du kannst lernen, viele Dinge auf einmal zu sagen. Du erkennst vielleicht, dass viele Stimmen deine Sprache sprechen: Die Reporterin, die nüchtern rezitiert, dass die Gletscher auf der Erde schmelzen; der Buchhalter, der deinen Backwarenkonsum entsprechend der Inflation registriert; der Zyniker, der dich daran erinnert, warum Dinge für dich nicht funktionieren; der Prinz, der ein Sonett an den Luxus verfasst; das Radio, das drei Zeilen dieses Lieds, dieses Lieds, dieses Lieds trällert; die Herausgeberin, die fragt: „Aber stimmt das?“, die Faulenzerin, die nicht kochen, sondern lieber Pizza bestellen will. Vielleicht fühlt sich dein Körper an wie ein dichter, lauter Ort, wie eine Visumbehörde, schlechte Akustik, jede*r benötigt irgendetwas. Vielleicht beginnst du, zu meditieren, lernst, die Stimmen näherkommen zu hören, sie lauter werden zu hören, sie vorbeiziehen zu hören, ihnen zuzunicken, richtig? Ja. Vielleicht lernst du, den Beginn, die Mitte und das Ende deines Atems zu hören. Vielleicht erwischst du dich dabei,

wie du mit deinen Stimmen und deinem Atem wanderst, gelegentlich anhältst, um zuzuhören, beim Beobachten tief in die Hocke gehst. Vielleicht findet ihr euch gemeinsam in ausschweifenden Gesprächen wieder, Pläne schmiedend, die ihr wunderbar ausführt.

Unausgesprochen und offenkundig leise verbinden sich diese entstehenden Worte nahe der Oberfläche der Äußerung, gehalten von der Mechanik der Formulierung: Muskel und Luft. Unter ihnen, eine milchige Urtiefe, und die stille Sprache der Elektrizität.

Alderson-Day, Ben und Charles Fernyhough 2015: Inner Speech: Development, Cognitive Functions, Phenomenology, and Neurobiology, *Psychological Bulletin* 141 (5), 931–965.

Joudah, Fady 2017: The Silence That Remains: On Translating the Poems of Ghassan Zaqtan. *Los Angeles Review of Books*.

Pipitone, Arianna und Antonio Chella 2021: Robot passes the mirror test by inner speech. *Robotics and Autonomous Systems*, Vol. 144.

Wygotsky, Lew 1965: *Thought and Language*. Cambridge, London: The MIT Press.

Alina Georgescu, Felicia Boma Lazaridou, Feministische Gesundheitsrecherchegruppe (Inga Zimprich, Julia Bonn), Katrin Dinges, Lee Modupeh Anansi Freeman, Mazda Adli, Pasquale Virginie Rotter, Tzoa

Mazda Adli:

Diskriminierung gehört zu den stärksten sozialen Stressoren, die wir kennen. Diskriminierung bedeutet soziale Isolation, und diese Erfahrung ist eine Form von sozialem Stress. Sozialer Stress ist dabei eine Stressform, die unser Stresshormonsystem besonders stark stimuliert. Er versetzt unseren gesamten Organismus in höchste Alarmbereitschaft und kann damit unserer psychischen Gesundheit, aber auch unserer körperlichen Gesundheit auf Dauer ganz empfindlich zusetzen. In der Experimentalpsychologie ist drohende soziale Isolation – zum Beispiel durch Ausschluss oder soziale Entwertung – einer derjenigen Stressoren, die am verlässlichsten die Ausschüttung des Stresshormons Cortisol stimuliert. Sozialer Ausschluss führt somit auch zu psychischen Erkrankungen.

Soziale Isolation führt auch zu vorzeitiger Sterblichkeit. Sie kostet uns Lebensjahre, und zwar mehr als Fettleibigkeit, mehr als Rauchen, mehr als Alkoholmissbrauch. Nicht umsonst werden sozialer Ausschluss und soziale Isolation in ihrer Extremform als Form von brutaler Folter oder Haft gegen Menschen eingesetzt. Diskriminierungserfahrungen machen krank, auf ganz direktem Wege.

Alina Georgescu:

Wir als Antidiskriminierungsberatung machen oft die Erfahrung, dass vielen Menschen abgesprochen wird, was ihnen passiert ist. Diejenigen, die Rat suchen, wurden meistens mehrfach und aus unterschiedlichen Gründen diskriminiert,

bevor sie überhaupt zu uns kommen. Ich versuche meistens zu erklären, dass Diskriminierung viele Traumata verursachen kann, und dass die Menschen damit nicht alleine sein müssen. Menschen fühlen sich alleine gelassen, auf sich alleine gestellt. Sie haben das Gefühl, sie sind die einzige Person mit diesem Problem. Begriffe wie psychische Gesundheit sind in diesem Kontext eher tabu, sie schrecken ab oder kreieren Missverständnisse. Dadurch, dass Menschen täglich ihre Rassismuserfahrungen abgesprochen werden, zum Beispiel durch Ansagen wie: „Nimm es nicht so persönlich“, „Sie*Er meinte das nicht so“, „Das ist deine subjektive Wahrnehmung“, werden Menschen traumatisiert und gegaslightet (von der Gruppe manipuliert und in der Folge desorientiert und verunsichert, Anm. d. Red.). Es wird von der diskriminierenden Partei kommuniziert, dass die diskriminierte Person ein Problem habe oder sogar, dass sie das Problem sei. Wir reden hier von einer Umkehr der Täter-Opfer-Logik. Konkret: Die diskriminierende Partei versucht der Person, die diskriminiert wurde, die Verantwortung für ihr Handeln zuzuschreiben, um sich selbst zu entlasten. Ich möchte das hier klarstellen: Menschen, die diskriminiert werden, werden dadurch traumatisiert. Das Problem heißt Rassismus, Sexismus, Ableismus, Queerfeindlichkeit, trans*Feindlichkeit und so weiter. Das ist ein strukturelles Problem und kein individuelles.

Ich spreche von und arbeite nach den Prinzipien der Fürsorge und des Empowerments in meiner Arbeit. Empowerment bedeutet als allererstes, dass sich der Mensch, der Diskriminierung erfahren hat, selbst an uns wendet und signalisiert, dass er*sie Hilfe oder Rat sucht. Das kann keine andere Person für ihn*sie tun. Empowerment bedeutet, dass wir bei jedem Schritt des Beratungsprozesses in Rücksprache mit den Ratsuchenden sind. Außerdem bedeutet Empowerment, die Menschen darin zu unterstützen,

die Ressourcen zu nutzen, die sie haben oder sich selbst geschaffen haben, um den Alltag zu bewältigen. Über den Zugang von BIPOC Menschen zu sozialen und politischen Ressourcen kann mensch auch Rassismus definieren. Wenn mensch als Minderheit in einer Position ist, in der mensch keinen Zugang zu bestimmten Ressourcen hat, wie andere, zum Beispiel Weiße Menschen, dann würde ich das als Rassismus betrachten.

In Deutschland ist die erste Ressource, die wir uns anschauen und mit der wir arbeiten, die Gesetzgebung. Wir arbeiten insbesondere mit dem Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz (AGG, 2006) und dem Landesantidiskriminierungsgesetz (LADG, 2020). Diese Ressourcen, die der Gesellschaft beziehungsweise dem Staat zur Verfügung stehen, sind allerdings minimal und lückenhaft. Wir können und möchten dann nicht sagen, dass wir die Ratsuchenden nicht weiter unterstützen können. Es bleibt immer die Frage, wie wir tatsächlich nachhaltig helfen können.

Hier schauen wir dann, welche Ressourcen es innerhalb der Community gibt, zum Beispiel die Unterstützung durch Familie und Freund*innen. Aber auch, was es außerhalb der Community an Ressourcen gibt, zum Beispiel Beratungsstellen. Es geht darum, in dem Moment das Gefühl zu geben, es gibt etwas, woran mensch sich festhalten kann, um weiterzumachen. Das ist Teil von einer Fürsorge, die ich versuche, immer mitzugeben.

Lee Modupeh Anansi Freeman:

Anfang 2021 habe ich mich freiwillig in eine psychiatrische Klinik eingewiesen, weil ich eine Psychose hatte. Das war eine der schlimmsten Entscheidungen meines Lebens. Ich war drei oder vier Tage in der Einrichtung. Mir war sehr schnell klar, dass das nicht der richtige Ort für mich ist, aber ich suchte verzweifelt nach Hilfe. Es gab zum Beispiel

jeden Tag eine Sitzung, in der wir, die Patient*innen, in einem Raum sitzen und miteinander über unsere Probleme sprechen sollten, moderiert von einem*r Sozialarbeiter*in und einem*r Pfleger*in. In meiner ersten Sitzung habe ich explizit gesagt, dass ich mich in dieser Gruppendynamik nicht wohl fühle und ungerne über die Dinge sprechen möchte, die mich beschäftigen. Dies betreffe auch Rassismus und trans*Phobie. Eine*r der Organisator*innen wandte sofort ein, dass sein*ihr Mann Schwarz sei weshalb er*sie über Rassismus Bescheid wisse. Ich entgegnete, dass meiner Ansicht nach dieses Argument nicht zähle. Ein*e andere*r Patient*in setzte mich rasch darüber in Kenntnis, dass mein Unwille, innerhalb dieser Gruppe über meine Erfahrungen mit anti-Schwarzem Rassismus zu sprechen, rassistisch sei. Ich widersprach ihr. Stillschweigend überlegte ich, ob der Unwille mit cis-Menschen über trans*Phobie zu sprechen, auf irgendeine Art cis-phobisch wäre, wusste aber, dass das Stellen dieser Frage unkonstruktiv sein würde und ich mich eher noch isolierter, unsicherer und gaslit (von der Gruppe manipuliert und in der Folge desorientiert und verunsichert, Anm. d. Red.) fühlen würde.

Als arme, migrantische, nicht akademisch ausgebildete, genderqueere Person of Colour werden deine Anliegen nicht auch nur ansatzweise ernst genommen. Menschen mit Positionen in dominanten Strukturen tun dich sehr schnell ab und behandeln dich, als würdest du dir Dinge ausdenken oder einbilden. Diese Menschen behandeln dich, als würdest du nicht genug dafür tun, dir selbst zu helfen – trotz der offensichtlichen systemischen und strukturellen Faktoren, die es so schwierig machen, ein Gefühl von innerem Gleichgewicht aufrechtzuerhalten; ein Gefühl von Vollständigkeit.

Felicia Boma Lazaridou:

Rassismus hat besondere Auswirkungen auf die mentale Gesundheit. Das liegt hauptsächlich an der Rolle, die Rassismus und seine Geschichte in der Forschung zu mentaler Gesundheit spielen. Vertrauen aufzubauen wird dadurch ebenso erschwert, wie institutionellen Rassismus zu überwinden, und zwar auf theoretischer, praktischer und all den weiteren Ebenen der mentalen Gesundheitsversorgung. Es gibt diesen ewigen Kreislauf: Menschen benötigen Dienstleistungen, können diese aber nicht wirklich nutzen. Wenn sie die Dienstleistungen nutzen, riskieren sie eine Retraumatisierung. Selbst wenn sie die Risiken abwägen und die Angebote trotzdem in Anspruch nehmen, finden Retraumatisierungen tatsächlich statt und so weiter und so fort.

Der Großteil meiner Fürsorgearbeit ist informeller Art. Momentan arbeite ich communityorientiert in der mentalen Gesundheit, also im zivilgesellschaftlichen Bereich. Auf der Ebene der Community passiert viel Empowerment-Arbeit im Rahmen von Diskriminierungs- und Rassismuserfahrungen. Was meiner Ansicht nach bisher fehlt, ist der Fokus auf klinische mentale Gesundheit, das heißt, die Untersuchung psychischer Störungen aus klinischer Perspektive. Das beinhaltet auch, an deren Entstigmatisierung zu arbeiten, denn irgendwie ist es einfacher über mentale Gesundheit als etwas zu sprechen, womit wir alle umgehen müssen und was uns allen zu schaffen macht – was auch stimmt. Aber es gibt genauso Menschen, die mit psychischen Krankheiten kämpfen, vielleicht Medikamente nehmen müssen und möglicherweise eine Langzeittherapie benötigen oder langfristige Krankenhausaufenthalte in Anspruch nehmen müssen.

Bei einem erhöhten Schweregrad der Symptome versuche ich immer, meine Klient*innen mit institutionalisierten Prozessen vertraut zu machen, als Mediatorin für solche

Erfahrungen. Sehr, sehr häufig kommen meine Klient*innen mit verschiedenen Beschwerden zu mir, fürchten sich aber zu sehr vor einer Retraumatisierung. Sie haben große Angst vor den traditionelleren Versorgungsangeboten rund um die mentale Gesundheit, weil sie das Gefühl haben, diese seien keine Orte für sie. In den Communities herrscht breites Misstrauen: Werde ich gesehen und respektvoll oder genauso behandelt wie alle anderen? Werde ich diskriminiert oder nicht? Das innere Selbstgespräch kann bereits großen Stress auslösen. Es gibt allerdings auch ein stetig wachsendes und immer überzeugenderes Angebot für verschiedene Communities im Bereich mentale Gesundheit. Wir benötigen also mehr Austausch und Kommunikation zwischen den Communities und den Institutionen.

Aktuell arbeite ich für den Nationalen Diskriminierungs- und Rassismusmonitor (NaDiRa). Unser Ziel sind Veränderungen auf politischer Ebene. Wir legen einen besonderen Schwerpunkt auf Community. Wir stehen aktiv mit verschiedenen Communities im Austausch, weil wir ihren Wert erkennen; wir nehmen wahr, dass sie seit Jahrzehnten zu Rassismus in Deutschland gearbeitet haben und bisher nicht beachtet wurden. Für unsere strategische Entwicklung als Team ist das zentral. Ethisch ist uns das sehr wichtig. Aus meiner eigenen Perspektive könnte ich ohne all die Kontakte und Diskussionen auf Community-Ebene nicht über Rassismus sprechen. Ich verlasse mich auf die Gespräche mit Menschen, um meine Umgebung zu verstehen. Teil meiner Aufgabe ist es, Wissen aus den Communities in ein Format zu übersetzen, das Politiker*innen begreifen und verdauen und in einen entsprechenden nächsten Schritt übertragen können.

Feministische Gesundheitsrecherchegruppe:

Es ist sehr wichtig, im Bereich der Psychotherapie eine Quotierung einzuführen und zu schauen: Wer wird Therapeut*in in Deutschland? Wer bekommt einen Kassensitz? Haben Leute, die einen Kassensitz bekommen, zu klassischen und rassistischen Ausschlüssen gearbeitet? Gibt es Wissen, Bildung, Fortbildung in der Unterstützung von trans*Personen? Ich glaube, das sind Dinge, die noch in weiten Teilen des deutschen Gesundheitssystems fehlen, insbesondere im Bereich der emotionalen Gesundheit. Es ist sehr wichtig, dass die Personen die Hilfe bekommen, die sie benötigen, und dass sie in ihrer Therapie nicht zusätzlich Bildungsarbeit leisten müssen. Es braucht strukturelle Regeln, um das zu ändern. Therapeut*in zu sein ist ein sehr privilegierter Beruf, in dem man sehr viel Geld verdient. Der Beruf wird gesellschaftlich auch von Personen mit Privilegien in Anspruch genommen, benutzt und festgehalten.

Tzoa:

Berlin ist nicht vom deutschen Kontext und der deutschen Geschichte getrennt zu denken. Es ist kein Geheimnis, dass Deutschland eine sehr rassistische, antisemitische Geschichte und Gegenwart hat. Das hat natürlich einen großen Einfluss auf die Gesundheit von Menschen, besonders auf die Menschen, die von Rassismus betroffen sind, sei es aufgrund tagtäglicher Diskriminierung, Mikroaggressionen, Makroaggressionen, körperlicher Gewalt, verbaler Gewalt. Rassismus führt außerdem zu systemischen Benachteiligungen und finanziellen Ungleichheiten, die Menschen beeinflussen. Diese Diskriminierungen können krank machen, auf jeder Ebene.

Es wäre logisch, dass Menschen, die durch das System krank werden, zu Ärzt*innen gehen, um gesund zu werden. Aber das deutsche Gesundheitssystem ist ein Spiegel der

Gesellschaft. Menschen stoßen im Gesundheitssystem auf die gleichen rassistischen Strukturen. Das führt teilweise dazu, dass Menschen in meinem Umkreis nicht mehr zu Ärzt*innen gehen, weil sie sich nicht weiterer Gewalt aussetzen möchten, nur um irgendwie Zugang zum Gesundheitssystem zu haben. Für trans*Personen, die von Rassismus betroffen sind, ist das natürlich noch einmal eine ganz andere Geschichte, weil die Diskriminierung auf mehreren Ebenen stattfinden kann.

Wo sollen wir hingehen? Deshalb ist dieser Ort, Casa Kuà, für uns so wichtig. Wir können hier einfach sein und können bestimmen: Diese Veranstaltung ist jetzt nur für BIPOCs oder nur für trans*Personen oder nur für trans*BI-PoC-Personen, um über bestimmte Themen zu sprechen, sich auszutauschen und sich zu verbinden. Leider sind öffentliche Räume in der Stadt nicht für alle zugänglich oder nicht sicher für alle.

In Deutschland ist Gesundheit sehr individualisiert. Das Problem wird auf die Person gelegt. Menschen, die zum Beispiel von Rassismus betroffen sind, wird oftmals vorgeworfen, dass sie das Problem sind. Sie wären zu sensibel, würden Dinge zu persönlich nehmen, hätten keinen Humor. Das Problem als ein kollektives zu sehen, ändert die Perspektive und vertieft sie. Dann spricht man über gesamtgesellschaftliche Zustände, wie alltägliche Diskriminierung, finanzielle Benachteiligung, und die daraus entstehende Isolation und Einsamkeit, die ja auch sehr viel mit Wohlbefinden zu tun hat. Deswegen kann sich das Gesundheitssystem nur durch einen gesamtgesellschaftlichen Wandel grundsätzlich ändern.

Katrin Dinges:

Ich habe viel Erfahrung mit Diskriminierungen gemacht, selbst persönlich. Ich versuche mich trotzdem immer auf

das Positive zu konzentrieren. Ich stelle mir die Frage: Kann ich etwas daraus lernen oder wie kann ich dem Erlebten Positives abgewinnen? Das ist natürlich etwas ganz anderes, als wenn jemand das Negative in den Fokus nimmt.

Wir haben alle ein Defizit. Wenn man eins sucht, dann findet man es auch. Ich bin zum Beispiel eine Niete, was Handwerkliches angeht. Man kann den Spieß aber umdrehen und sagen, was die Fähigkeiten sind. Beispielsweise, wenn die Gesellschaft sagt: Oh nein, diese Person kann nicht sehen. Man könnte alternativ sagen: Was sieht diese Person dadurch, dass sie mit den körperlichen Augen nicht sehen kann? Wie viel nimmt sie mit ihren anderen Sinnen wahr? Schaut die Person vielleicht nach innen? Mit dem Gehör ist es das gleiche Spiel. Und emotional sowieso. Danach fragt noch nicht mal jemand. Die Gesellschaft fragt, was die Person alles nicht kann. Aber man kann genauso gut fragen, was daran wertvoll ist, oder was wir daraus lernen können.

Ich fand es zum Beispiel interessant, als mir in einer Ärzt*innenpraxis gesagt wurde, dass sie ein bisschen länger brauchen. Es klang nach einer Entschuldigung, als würden sie sich schämen und denken, sie seien nicht schnell genug gewesen. Ich dachte mir, lasst es uns umdrehen, dann klingt es direkt anders. Sie nehmen sich Zeit in einem Kontext, wo es eigentlich schnell-schnell gehen soll. Ist das nicht wertvoll? Die paar Minuten warte ich sehr gerne.

Ich finde, so ähnlich funktioniert der Inklusionsbegriff. Inklusion meint im wirklich engen Sinne, dass alle mitmachen dürfen, dass alle willkommen sind. Es geht nicht um die Inklusion Einzelner in die Mehrheit, sondern jede*r wird inkludiert, weil wir individuell unterstützen. So viel Freiheit wie möglich, so viel Unterstützung wie nötig. Das finde ich toll. Das ist eigentlich gemeint mit Inklusion, dass jede Person bekommt, was sie braucht. Dieser weite,

ungewöhnliche Inklusionsbegriff dient dem Einzelnen und dem Kollektiv. Das zeugt auch von einer sehr guten mentalen Gesundheit. Ich fühle mich sofort wohl. Ich fühle mich gemeint. Ich habe den Eindruck, die wollen mich, und zwar mit allem, was ich bin. Wie toll, wie schön ist das denn?! Ich denke, genau das ist es, wenn wir über mentale Gesundheit sprechen. Was dient uns allen, das eigene Individuum eingeschlossen? Was dient dem Kollektiv? Wenn wir so denken, dann kommen wir wunderbar klar in der Welt, unserem Kontext, im Universum, in der Gesellschaft, mit uns selbst.

Pasquale Virginie Rotter:

Die Frage von Gewalt im öffentlichen Raum ist für die Menschen mit denen ich zu tun habe sehr relevant. Es gibt Stadtbezirke, Straßenzüge oder Bahnhöfe, in denen ich als Schwarzer, frauierter Mensch oder als eine sichtbare Person of Colour nicht sicher bin. Damit wird mein Erleben von zu Hause infrage gestellt. Die Stadt ist an vielen Stellen einfach nicht zugänglich, weil ich nicht sicher an Leib und Seele bin. In Empowermentkontexten schaffen wir uns sicherere Räume. Doch wie fühlt es sich körperlich an, dann wieder hinaus zu gehen? Dort bin ich plötzlich nicht mehr sicher. Sei es wegen der gewaltvollen Art und Weise, wie sich Menschen durch die Straßen bewegen, oder auch, weil die Gewaltgeschichte der Stadt voll auf mich einstürzt.

Das heißt, der Stadtraum hat in meiner Wahrnehmung eine betäubende Wirkung, denn als empfindsamer Körper, der ich bin, muss ich sehr vieles ausblenden. Gleichzeitig muss ich aber sehr gut aufpassen. Ich muss die Umgebung lesen können und das braucht zusätzliche mentale Kapazität, die ich permanent aufbringe. Ich gehe und schaue auf mein Handy, gleichzeitig ist ein Teil meiner Aufmerksamkeit damit beschäftigt, möglichst mitzubekommen, ob

ich sicher bin. Das ist keine individuelle Anstrengung. Mein Körper hat, wie viele andere marginalisierte Körper, die Erfahrung gespeichert, dass ich nicht sicher bin. Wir teilen diesen Erfahrungshorizont. Ich war in Kontakt mit Körpern, die zum Beispiel in einer Straße, in der ich mich mit Leichtigkeit durchbewege, eine Gewalterfahrung gemacht haben. In diesem Moment erlebe ich mich nicht mehr getrennt davon. Das erschöpft. Es bleiben weniger Kapazitäten für das gute Leben, oder dafür, am Stadtleben zu partizipieren.

Meiner Erfahrung nach haben privilegierter positionierte Menschen wenig Bewusstsein dafür, dass Diskriminierung Kapazitäten bindet. Damit beschäftigt zu sein, Informationen und Lösungen zu finden, um überleben zu können, bindet Kapazitäten. Das ist für mich ein Riesenfaktor: Welche mentale Kapazität – im Sinne von Energie – ist dadurch gebunden, mit Diskriminierung, Rassismus und Gewalterfahrung beschäftigt zu sein? Das muss verstanden werden. Und dann? Dann muss ein hundertprozentiges Vertrauen da sein, dass die verschiedenen marginalisierten Communities selbst am besten wissen, was sie brauchen; dass die Expertise absolut bei den Menschen liegt, die sich in ihrer ganz spezifischen Lebenssituation innerhalb dieser Stadt bewegen.



Diana Mammana, Dilay Dagdelen, Kerstin Kühn,
Lea Hartung, Mary Buteyn, Tim Ünsal, Ulrike Koch,
Veit Hannemann, Željko Ristič

Željko Ristič:

Unsere Jugendlichen bei outreach.berlin möchten oft einfach nur da sein, sitzen, abhängen, dabei sein oder bei Gesprächen zuhören. Es ist das Ungezwungene. Wenn sie nach Hause gehen, sind sie mit Druck und Stress konfrontiert. Manchmal ruhen sie sich einfach bei uns aus. Wir beziehen sie in alltägliche Aktivitäten mit ein. Einkaufen zum Beispiel. Sie fühlen sich dann gebraucht. Es gibt keine öffentlichen Plätze mehr für Jugendliche, wo sie einfach nur abhängen können. Also es gibt diese Orte schon, aber die werden immer kleiner und weniger. Deswegen sammeln sich Jugendliche auch in den Parks so massiv. Bars und Kneipen sind viel zu teuer. Wie kann ein junger Mensch das bezahlen? Wir versuchen Orte zu schaffen, wo man mal durchatmen kann.

Lea Hartung:

Eine der Hauptqualitäten der Bibliothek ist einfach da sein zu können. Viele kommen ja, um konzentriert arbeiten zu können und treten vielleicht gar nicht in Austausch mit anderen. Man hat trotzdem das Gefühl, nicht allein zu sein in einer Bibliothek. Es ist diese geschäftige Ruhe. In der Bibliothek wird man nicht gefragt, warum man da ist.

Dilay Dagdelen:

Wir haben jeden Freitag eine Nähwerkstatt, die geht eigentlich nur von 16 bis 18 Uhr. Aber die Frauen wollen bis 21 oder 22 Uhr bleiben und nach der Nähwerkstatt dort tanzen. Wir lassen das zu. Dann müssen sie nicht nach Hause gehen, wo sie sich vielleicht einsam fühlen.

Veit Hannemann:

Wie merkt man eigentlich, dass jemand einsam ist? Es kommt ja niemand und sagt: „Du, ich bin einsam, was soll ich tun?“ So gehen wir im Nachbarschaftshaus auch nicht auf die Leute zu und sie kommen auch nicht mit so einer Ankündigung. Wir merken das eher daran, dass die Leute länger bleiben und viel mitzuteilen haben.

Ulrike Koch:

Einfach da sein zu dürfen, ist auch bei uns im interkulturellen Familienzentrum tam etwas existenziell Wichtiges. Die Kinder können spielen. Es gibt einen Tee oder einen Kaffee und man muss nichts tun. Es braucht Orte, wo man sich gut fühlt und wo man vielleicht eine nette andere Familie oder eine*n Gesprächspartner*in findet.

Mary Buteyn:

Wir nehmen uns in der Willkommensgemeinde viel Zeit füreinander und schaffen einen Raum, wo wir uns auf zwischenmenschlicher Ebene begegnen können. Bei uns geht es nicht so sehr um Programm, sondern um Beziehungen.

Veit Hannemann:

Die Rentner*innen im Mehrgenerationenhaus Gneisenaustraße wissen genau, wann ihre Kartenspielrunde und ihr Kaffeekränzchen sind. Das ist einfach drin. Das muss aber nicht heißen, dass man immer irgendwelche Angebote schafft. Denn das ist wieder wie eine Verpflichtung zur Aktivität.

Kerstin Kühn:

Für diese Atmosphäre ist auch Präsenz wichtig, das Internet reicht dafür nicht. Wir nehmen uns in der Willkommens-

gemeinde bewusst Zeit, um mit Menschen ins Gespräch zu kommen.

Lea Hartung:

Diese sozialen Orte zu schaffen, ist den Zuwendungsgeber*innen aber oft nicht genug, weil der Wert nicht erkannt wird.

Diana Mammana:

Ich denke gerade über Verlässlichkeit nach. Über Orte, wo man einfach hinkommen kann und weiß: Es findet etwas statt, auch wenn man selbst nicht kommt.

Tim Ünsal:

Nichts ist schlimmer als irgendwo hinzukommen und dann ist niemand da, der sich dafür interessiert. Dann kommst du nie wieder.

Veit Hannemann:

Es kann manchmal aber auch frustrierend sein, wenn man versucht, Reparatur an einer Gesellschaft zu leisten, die die Gemeinschaft nicht mehr gelernt hat.

Priya Basil

Wenn man älter wird, muss man lernen, gleichzeitig fröhlich und traurig zu sein, sagte eine Freundin vor Jahren zu mir. Ich hatte mich über ein Unglück beklagt, jammerte darüber, dass es ein zeitgleiches Glück überschattete, meine Freude erstickte.

Manche Erkenntnisse verankern sich leise in einem, doch die scheinbare Stille trägt vor ihrer Macht. Dann und wann gab ich den fröhlich-traurig-Rat weiter, wenn ich ihn auch nicht so umsetzte, wie ich es gern gehabt hätte; die dunkleren Dinge besetzen häufig mehr von mir, der Qualität des Lichts ungeachtet.

Als *Mindscapes* International Writer in Residence wurde ich dazu eingeladen, in das Thema mentale Gesundheit einzutauchen und auf ein Buch hinzuarbeiten, *Ein Atlas der mentalen Gesundheit*, indem ich Perspektiven ausfindig mache, die vom dominanten, westlichen biomedizinischen System übersehen oder marginalisiert werden. Ich war nicht sicher, was das bedeuten könnte. Ich fühlte mich von der Weite des Begriffs *Atlas* angezogen, dennoch war ich argwöhnisch, weil ich ihn mit Eroberung verband – in dem Sinne, dass er Dinge als fixiert-vollständig-abgeschlossen darstellt. Und war mentale Gesundheit nicht ein Musterbeispiel für unsicheres Fahrwasser? Nur einen flüchtigen Augenblick lang gefunden, dann verschwunden, dann gefunden (oder geschaffen? zugesprochen? erreicht? ausgedacht?), dann verschwunden, dann –

Mir wurde früh klar, dass alles – ESSENGESCHICHTE-LIEBEBÄUMECOMMUNITY – sich auf mentale Gesundheit auswirken kann – Kindheitberuffamiliegesellschaftlichenormenrechtsanspruchetierebeziehungen –, doch während ich durch die Welt reiste und mit verschiedenen Menschen über das Thema sprach – Kulturschlaflaffarbenpharmaka-

politik –, dehnte sich das Gefühl von *alles* immer weiter aus – Träumepflanzenwasserwortetanzberührungsgrenzen. Das eröffnete blendende, vielversprechende Aussichten, aber über mentale Gesundheit zu sprechen, so zeigte sich, bedeutet auch – wenn nicht sogar eher – über mentale Ungesundheit zu sprechen, Panoramen der Pein.

Als ich Menschen, die nicht im Gesundheitswesen arbeiteten, fragte, wie sie den Begriff mentale Gesundheit verstünden, fingen sie sofort an, Probleme zu beschreiben. Ging ich die Sache falsch an? Würde der *Atlas*, begann ich mich zu sorgen, nur aus Leidenslandschaften bestehen?

Wer entscheidet, wie sich die mentale Gesundheit anfühlt, aussieht oder äußert? Und wer weiß am besten, wie sie behandelt und wiederhergestellt werden kann? Bei solchen Fragen wird einem ganz schwindelig, denn sie bringen den Boden, von dem aus wir zu denken-beurteilen-wissen gewöhnt sind zum Beben, gar Einstürzen. Während meiner Arbeit an *Mindscapes* habe ich häufig darüber nachgedacht, wie Menschen, die an eine Erdscheibe glaubten, sich gefühlt haben müssen, als man ihnen sagte, die Erde sei kugelförmig. Wie kann man sich von eindimensionalen Theorien in der mentalen Gesundheit lösen und sich ineinandergreifenden, umfassenden, kosmischen Karten des Seins annehmen?

Auf halber Strecke eines Workshops in Namibia fühlte ich mich – im Bewusstsein über die falsche Dichotomie, jedoch hoffend, dass sie Licht auf etwas werfen würde – veranlasst, zu fragen: Wie versteht ihr physische Gesundheit? „Sich wohl, stark, für alles bereit fühlen“, sagte eine Person und andere stimmten sofort zu. Wie kommt es also, dass *Gesundheit* im Fall von *physisch* eine positive Konnotation hat, und im Fall von *mental* nicht, fragte ich. Stille. Irgendwann ergriff eine Frau Mitte zwanzig das Wort: „Ich denke, in meinem Fall liegt es daran, dass ich körperliche Gesundheit kenne, ich weiß, wie es sich anfühlt, schmerzfrei in

meinem Körper zu sein. Ich kann mich hingegen an keinen Moment in meinem Leben innerhalb der letzten Jahre erinnern, in dem ich einfach nur glücklich war. Es gab immer auch irgendetwas Unstimmiges.“

Verschiedene Versionen dieser Ansicht kehrten in vielen Gesprächen wieder, die ich über mentale Gesundheit führte. Waren mehr von uns nun akut an diesen Zustand gewöhnt, in unserer pandemievernarbten Klimakrisenwelt? Ist solch eine Dualität ein unausweichliches Leiden unserer Zeit? Dies waren meine Gedanken, bis ein*e weiter*e der nicht beachteten Preisträger*innen der gelebten Erfahrung, die ich traf, sagte: „Aber ist es nicht großartig, gleichzeitig fröhlich und traurig zu sein?“

Der Anker zerrte in mir, löste sich, wurde hochgezogen – da war wieder die alte Erkenntnis, glitt über die Oberfläche meines Verstandes. Ist es nicht großartig? Gegenteile-Widersprüche-Spannungen können einander ins Schwingen bringen, sich gegenseitig verstärken und erweitern, dem Leben einen schmerzvollen Schimmer verleihen, dem (Wohl-)Befinden einen vollmundigen Geschmack geben.

Könnte ein Teil von mentaler Gesundheit die Kapazität sein, gleichzeitig fröhlich und traurig und mehr noch zu sein? Wie kann eine Fähigkeit ausgebildet werden, alles zu fühlen, ohne (zu fürchten) vom Fühlen erschlagen zu werden? Solche Fragen, solche Augenblicke brachten das Relief des *Atlas* zum Vorschein; Schatten wanderten, der Boden bewegte sich, der Horizont glühte vor Möglichkeit.

Ich befinde mich immer noch auf der *Mindscapes* Reise; die Orientierung ist deutlicher, aber das Gebiet formt sich noch. Es besteht aus Fragenkonstellationen, der intimen Tektonik persönlicher Geschichten, Zufallselementen. Hineinfühlen, hinbewegen zu einem *Atlas*, der seine eigenen Grenzen kennt, zeigt – aber der trotzdem Räume jenseits seiner eigenen Grenzlinien umspannt, erfasst und berührt.



Feministische Gesundheitsrecherchegruppe
(Inga Zimprich, Julia Bonn), Kader Attia,
Pasquale Virginie Rotter

Feministische Gesundheitsrecherchegruppe:
Deutschland hat eine sehr komplizierte, schwierige Geschichte und es besteht ein Mangel an Aufarbeitung auf ganz vielen Ebenen. Wir beschäftigen uns in unserer Arbeit als Feministische Gesundheitsrecherchegruppe mit dem Gesundheitssystem. Wir leben in Kontinuitäten von diesen geschichtlichen Prozessen. Während des Nationalsozialismus wurden Jüdinnen und Juden ermordet, queere Personen verfolgt und ermordet, Sinti und Roma ermordet. Menschen mit Behinderung, Personen mit psychischen Problemen wurden getötet, Menschen wurden zwangssterilisiert. An Personen wurden medizinische Experimente durchgeführt.

Der Kolonialismus wird in Deutschland kaum bearbeitet. Diese Geschichten wirken in unserer Gesellschaft nach, sie sind anwesend, und zwar in allen Institutionen in diesem Land. Zu diesen Institutionen gehört auch das Gesundheitssystem, aber auch zum Beispiel Heime, die Unterbringung von Menschen mit Behinderung. Das sind Prozesse, die wirken in uns allen und in der Verfasstheit dieser Gesellschaft nach.

Ein weiteres Beispiel ist die deutsche Wiedervereinigung, die in vielen Leben von Menschen in Deutschland starke Brüche produziert hat. Sehr viele Biografien und viel Wissen wurden entwertet, umgeschrieben, Berufe, Werte und Wahrheiten verschwanden. Es gab eigentlich keine kollektive Bearbeitung, wie man damit umgeht. Personen mit psychischen Problemen und Lebenskrisen gingen in Einzeltherapie, obwohl so offensichtlich ein kollektiver Prozess am Werk war, der diese Umbrüche hervorrief.

Gesellschaftlich fehlt es an Formaten, in denen wir unser gemeinsames Verstricktsein und das Gemeinsame, also die strukturelle und gesellschaftliche Ebene unseres subjektiven Erlebens, unserer persönlichen Probleme, bearbeiten. Als Gesellschaft müssen wir fragen: Was verdrängen wir? Was sind unsere Ängste? Was sind unsere Abwehrmechanismen? Wir denken, das geht nicht, ohne diese gesellschaftliche Dimension anzuerkennen.

Pasquale Virginie Rotter:

Ein Aspekt, der für mich sehr relevant ist, ist das Wissen darum, was in dieser Stadt schon alles geschehen ist. Ganz konkret vor dem Hintergrund der deutschen Gewaltgeschichte. Manche Orte strahlen das noch aus. Ich bin überzeugt davon, dass alles ein Gedächtnis hat. Jeder Stein, jeder Baum hat ein Gedächtnis. Und es ist möglich, das in der Stadt wahrzunehmen. Es ist wahrnehmbar, was vor kurzem oder vor mehreren 100 Jahren mit Menschen passiert ist, wie Menschsein verstanden wurde oder wie Menschsein abgesprochen wurde. Für viele Communities ist das sehr relevant, gerade in Berlin. Auf diesem deutschen Boden, auf dem nationalsozialistische Verbrechen stattgefunden haben.

Was macht dieses Wissen über Gewaltgeschichte mit uns? Welchen Teil unserer menschlichen Kapazität, potentiell alles um uns herum wahrzunehmen und zu fühlen, müssen wir eigentlich abtrennen, um damit zurechtzukommen, dass in Berlin geraubte Gebeine in verschiedenen Gebäuden sind? Was macht es mit den Menschen, die sich dort aufhalten, an einer Hochschule zum Beispiel? Was macht es zu wissen: Da liegen Knochen, von denen niemand so genau weiß, woher sie kommen, noch, was deren Geschichte ist.

Genauso wie wir Orte der Gewalt wahrnehmen können, können wir Orte des Widerstands und der Kraft wahrnehmen. Aus der jüngeren widerständigen Geschichte gibt es zum Beispiel die Initiativen zu Straßenumbenennungen. Das May-Ayim-Ufer ist wie ein Refugium. Es fühlt sich fantastisch an, durch die Lucy-Lameck-Straße zu gehen, anstatt durch die Wissmannstraße. Aber ganz vieles fehlt eben von der Stadtgeschichte. Das ist, als würde ein Teil der Realität verschiedenster Communities ausradiert werden. Nicht nur die widerständigen Bewegungen werden vergessen, sondern auch die Kraft, die in diese Bewegungen gesteckt wurde. Dadurch, dass es kaum Gedenken daran gibt und diese Widerstände kaum sichtbar sind. Das ist das Gegenteil von Empowerment und das schwächt auch Einzelne. So vieles an Stadtgeschichte ist nicht annähernd aufgearbeitet. Ich bewege mich also in einer Stadt, in der ganz viele Lügen herrschen, in einer Stadt, in der so vieles kaschiert wird. Und es kommen immer weitere Lügen dazu. Das finde ich sehr toxisch.

Kader Attia:

Reparatur und Verletzung sind immer aneinander gekoppelt. Die westliche Moderne suggeriert, dass Reparatur bedeutet, den Zustand vor dem Unfall oder dem Ereignis vor der Verletzung wiederherzustellen. Die Moderne ist von der Fantasie besessen, die Zeit zu kontrollieren. Die Zeit zu kontrollieren bedeutet, den Unfall, den Riss, den Bruch zu kontrollieren, indem vorgegeben wird, Reparatur bedeute, die Wunde auszulöschen und zur ursprünglichen Form des Gegenstandes zurückzukommen. Das ist eine irrsinnige Fantasie. Wir können niemals zum ursprünglichen Zustand der Dinge zurückkehren.

In vormodernen afrikanischen, japanischen, aber auch europäischen Gesellschaften reparierten Menschen

Gegenstände häufig, indem sie die Verletzung sichtbar hielten. Beispielsweise mit großen, groben Heftklammern oder durch das Füllen von Rissen in Keramikobjekten mit Gold, wie bei der Kintsugi-Tradition aus Japan. Viele Kulturen betrachten Wunden als fruchtbaren Boden für das neue Leben eines Gegenstandes. Wenn man diese Prozesse metaphorisch versteht und auf die Gesellschaft anwendet, hat das immense Auswirkungen.

Eines der hinterhältigsten Verfahren des Imperialismus ist es, Unsichtbarkeitsregime einzusetzen, die Verbrechen verschleiern. In ihrem Buch *The Colonial Trauma* zitiert die algerische Psychoanalytikerin Karima Lazali Albert Camus. Der beschreibt in *Der erste Mensch* ein Gespräch zwischen einem Offizier und einem Siedler nach einem Massaker in einem Dorf. Sie betrachten die Leichen und das zerstörte Dorf. Und der Offizier sagt so etwas wie: „Nun, wenn das, was wir hier verübt haben, ein Verbrechen ist, müssen wir es auslöschen. Wir müssen es verstecken.“ Zehn Jahre lang hat Karima dazu geforscht und betont, dass Kolonialverbrechen sehr viele Leerstellen und Abwesenheiten in den Erzählungen kolonisierter Menschen hervorgebracht haben. Indem die Verletzung ausradiert wird, wird die Vergangenheit verleumdet. Ich habe von ihr gelernt und begonnen, mich darauf zu konzentrieren, wie zentral das Aufdecken dieser unsichtbaren Verletzungen für ein Verständnis möglicher Reparaturverfahren ist. Mein Interesse an mentaler Gesundheit in Berlin rührt aus der Beobachtung, dass die Stadt von Geschichte gezeichnet ist. Aller Reparaturen zum Trotz sind die Verletzungen der Vergangenheit immer noch spürbar. Diese Verletzungen erzeugen, auch wenn sie still zu sein scheinen, einen beträchtlichen Lärm. Wir leben in einer vollkommen verwundeten Welt, ohne das anzuerkennen.

hn. Iyonga, Michael Westrich, Susanne Da-Costa-Badu

hn. Iyonga:

Wenn ich über den Akt des Pflanzens nachdenke, frage ich mich, was wir heilen oder reparieren wollen. Worum möchten wir uns kümmern? Ich frage mich, wie ich einen Beitrag dazu leisten kann in meinem Alltag. Was könnte ein Akt der Reparatur sein? Als ich ein Mitglied der Bauhütte wurde, hatte ich das Bedürfnis, etwas zu tun, im wahrsten Sinne des Wortes. Die Bauhütte ist ein Freiraum mitten in der Stadt, ein Ort der Stadtnatur und der Begegnung, an dem ich darüber nachdenken wollte, wie wir Räume der gegenseitigen Heilung und des gemeinsamen Wachstums schaffen können. Ich meine damit, Koexistenz zuzulassen. Seite an Seite, um unterschiedliche Dinge gleichzeitig an einem Ort existieren lassen zu können. Ich frage mich im Bezug auf das Pflanzen, wie Pflanzen uns selbst repräsentieren können?

Susanne Da-Costa-Badu:

Acht Beete haben wir vergeben und alle Gärtner*innen sind sehr aktiv. Sie kommen oft nach Feierabend, wenn ich frei habe. Die einen versuchen, Erbsen anzubauen und haben jetzt ein Beet mit wuchernden Blumen. Ich gucke mir das gerne an. Sie bringen einfach ihre Blumen von zu Hause mit, die sie auf dem Fensterbrett haben und pflanzen sie mit ins Beet. Unser Garten ist wie eine kleine Oase im Kiez. Hier kommen Leute zusammen, die völlig vereinsamen oder keine Freunde haben. Sie sagen immer, sie kommen wegen mir oder so, aber das glaube ich nicht ganz. Der Garten schafft einfach diese Gemütlichkeit.

Michael Westrich:

In der Permakultur wird viel experimentiert mit Pflanzen, die sich unterstützen, also die man zusammen pflanzt, damit sie besser wachsen. Diese Art des Anbaus ist untrennbar verbunden mit den gesellschaftlichen Versuchen, gemeinsam zu leben oder andere Entwürfe zu finden, wie Zusammenleben funktionieren kann.

Alina Georgescu, Carolin Ochs

Carolin Ochs:

In meinem Studium habe ich gelernt, dass in Deutschland aktiv durch Gesetzgebung Menschenrechte verletzt werden und dass viele Menschen keinen Zugang zum Grundrecht auf Gesundheit haben. Das hat mich sehr interessiert, und ich habe mich beruflich so orientiert, dass ich in einem Feld gelandet bin, in dem wir praktisch das Grundrecht auf Gesundheit vielen Menschen eröffnen können. Ich arbeite in der Clearingstelle für Menschen ohne Krankenversicherung. Wir machen auch Lobbyarbeit dafür, dass sich Dinge ändern. Generell ist es so, dass Deutschland im Grundgesetz verankert hat, dass eigentlich jede*r einen Zugang zu Gesundheit haben sollte. Deutschland hat die Europäische Grundrechtecharta ratifiziert. Das heißt, dass diese Charta in das lokale Gesetz eingebunden werden muss. Vermeintlich gibt es für alle Szenarien Gesetze, aber de facto funktionieren diese Gesetze nicht.

Alina Georgescu:

Die Gesetze sind auch in meinem Bereich sehr lückenhaft. Beim Antidiskriminierungsnetzwerk Berlin (ADNB) des Türkischen Bund in Berlin-Brandenburg (TBB) arbeiten wir vor allem mit zwei Gesetzen: Dem Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz (AGG, 2006) und dem Landesantidiskriminierungsgesetz (LADG, 2020). Das AGG ist das erste Gesetz in Deutschland überhaupt, das in Bezug auf Diskriminierung geschaffen wurde. Das Gesetz deckt aber leider nur minimale Bereiche ab, und zwar Diskriminierung am Arbeitsplatz, während eines Bewerbungsprozesses oder wenn mensch im Bereich der Dienstleistungen Diskriminierung erfährt. Es gibt einen Katalog an Merkmalen – Behinderung, sexuelle Identität, Alter, Religion, Weltanschauung,

ethnische Herkunft – anhand derer man Diskriminierung geltend machen und danach eventuell klagen kann. Das LADG gibt es erst seit zwei Jahren, es ist ein Landesgesetz. Es betrifft staatliches Handeln, also konkret, wenn Behörden diskriminieren. Wir haben mit anderen NGOs schwer daran gearbeitet, dass dieses Gesetz verabschiedet wird, und waren Teil der Entstehung des Gesetzes. Allerdings gibt es auch dort Problemlagen, zum Beispiel, dass Bundesbehörden – Jobcenter, Ausländerbehörden, Jugendämter, das Zollamt – nicht unter dieses Gesetz fallen. Im Gegensatz zum AGG ist beim LADG der Katalog von Merkmalen erweitert worden, und sehr wichtig: Das Merkmal „ethnische Herkunft“ (AGG) wurde durch die Merkmale „rassistische Zuschreibung“ und „antisemitische Zuschreibung“ ersetzt. Auch neue Merkmale wurden in den Katalog aufgenommen: chronische Erkrankungen, Sprache, geschlechtliche Identität und sozialer Status.

Diese Gesetze verursachen Hürden. Ganz grundsätzlich: Woher sollen Menschen wissen, dass es diese Gesetze gibt? Im Arbeitskontext sind die Arbeitgeber*innen dazu verpflichtet, arbeitnehmende Personen über ihre Rechte zu informieren und selbst nicht zu diskriminieren sowie Maßnahmen zum Schutz vor Diskriminierung einzulegen, wie zum Beispiel eine betriebsinterne AGG-Beschwerdestelle. Viele Arbeitgeber*innen, die wir aufgrund von Diskriminierungsbeschwerden kontaktiert haben, gehen leider ihren Pflichten nicht nach.

Die meisten Menschen, die zu uns kommen, haben kein Geld für eine*n Anwalt*in, sie haben keine Rechtsschutzversicherung, sie gehören keiner Gewerkschaft an. Das heißt, dass sie sich eigentlich keine*n Anwalt*in leisten können. Sie können diese Wege gar nicht gehen. Eine weitere Hürde besteht darin, dass die meisten Menschen nicht verstehen, was das heißt: Meine Rechte geltend machen, um dann erst

klagen zu können. Das klingt sehr abstrakt. Im Endeffekt bedeutet es einfach eine kurze Beschreibung von dem, was passiert ist, anzufertigen, mit Bezug auf dieses Gesetz (zum Beispiel AGG) und es an die diskriminierende Partei zu schicken. Eine weitere Hürde ist, dass dies innerhalb von strikten Fristen passieren muss. Zum Beispiel liegt die Frist des AGG, seine Rechte geltend zu machen, im Arbeitskontext bei zwei Monaten. Danach kann die Person innerhalb von drei Monaten klagen. Wenn wir trotz dieser Hürden davon ausgehen, dass die diskriminierte Person diesen Weg geht und seine*ihre Rechte geltend macht innerhalb der Frist und die finanziellen Ressourcen hat, innerhalb einer weiteren Frist von drei Monaten zu klagen: Was passiert dann theoretisch? Das Maximum, was passieren kann, ist, dass die Leute ein bisschen Geld erhalten. Die meisten Menschen, die zu uns kommen, möchten kein Geld. Ratsuchende möchten einfach eine tiefgehende strukturelle Veränderung, sie möchten ein Zeichen setzen. Das bedeutet, dass der ganze Prozess oftmals ein sehr enttäuschender ist.

Carolin Ochs:

Menschen fallen einfach aufgrund ihrer Lebensrealität aus dem System und können nicht von ihrem Recht auf Gesundheitsversorgung profitieren. Ich kann das an dem Beispiel von Menschen ohne Papiere festmachen. Wenn eine Person in Deutschland keine Papiere hat, dann ist sie vollziehbar ausreisepflichtig. Sie darf also gar nicht hier sein, müsste eigentlich ausreisen. Diese Person hat Anspruch auf Leistungen nach dem Asylbewerberleistungsgesetz. Um diese Leistung aber zu bekommen, muss die Person sich beim Sozialamt vorstellen. Das Sozialamt hat aber die Pflicht, einen Menschen, der ohne aufenthaltsrechtliche Papiere da ist, der Ausländerbehörde zu melden. Das heißt, Menschen, die in der aufenthaltsrechtlichen Illegalität leben, werden

sich nicht beim Sozialamt melden, weil sie wissen, dass das Sozialamt sie an die Ausländerbehörde meldet. Das heißt, in der Theorie gibt es dieses Gesetz, die Leistungen und das Recht, aber die Menschen können das nicht wahrnehmen und fallen eben durch. Sie kommen dann zu uns, zur Clearingstelle für Menschen ohne Krankenversicherung, da sie ohne Absicherung im Krankheitsfall sind.

Ich denke, dass Berlin mehr öffentlich finanzierte Anlaufstellen für Menschen ohne Krankenversicherung bietet als andere Bundesländer. Das ist aber nur eine weniger schlechte Kompensation für diese Versorgungslücke. Die eigentliche Lösung sollte in der Anpassung von Bundesgesetzen liegen.

Feministische Gesundheitsrecherchegruppe
(Inga Zimprich, Julia Bonn), Niloufar Tajeri,
Pasquale Virginie Rotter, Ulrike Hamann, Ulrike Kluge

Pasquale Virginie Rotter:

Bei den Menschen, mit denen ich arbeite, nehme ich eine große Sehnsucht danach wahr, Wohlbefinden in kollektiven Räumen zu erforschen und auszuprobieren. In selbstgeschaffenen und selbstbestimmten Räumen, ausgehend von intersektionalen Erfahrungen von Rassismus, Sexismus, Homo- und trans*Feindlichkeit. In diesen Räumen weiß ich, dass ich nicht alleine bin und erlebe, dass Heilung ein kollektiver Prozess ist. Dieses Bedürfnis kenne ich auch aus meiner eigenen Biografie, die geprägt ist von dem Gefühl, alles alleine schaffen zu müssen. Angst und Scham zu empfinden, wenn ich mich in Krisen zeige und anderen zumute. Hinzu kommt die Erfahrung, dass ich nicht an jeder Ecke Signale bekomme, dass ich willkommen bin, wie ich bin und Angebote finde, die für mich stimmig sind, um mit dem, was mich bewegt, in Kontakt zu treten. Ich habe immer wieder die Erfahrung gemacht, dass Menschen alleine sind mit der Frage: Wie geht es dir? Das macht mich traurig, weil die Sehnsucht nach Kontakt so groß ist und so offensichtlich. Mich begleiten stetig die Fragen, wie wir mutig sein können, wie wir wieder lernen können, gegen ein Gefühl der Einzelung anzugehen. Und das in einem gesellschaftlichen Kontext, in dem uns permanent vermittelt wird, dass niemand da ist, wenn es hart auf hart kommt. Wie können wir den Mut aufbringen und das Risiko eingehen, Menschen um Unterstützung zu bitten und zu sagen: Ich brauche eine Umarmung. Und gleichzeitig die Wut darüber zu spüren und zuzulassen, dass es nicht selbstverständlich ist, dass marginalisierte Körper die Unterstützung erhalten, die sie brauchen? Und die Wut darüber, dass wir nicht die Ressour-

cen haben, um mentale Gesundheit für alle Menschen zum Thema zu machen und zu ermöglichen? Wie können wir mutig und sanft und wütend gleichzeitig sein?

Wir sind hier in einem institutionalisierten Raum, dem Trans* Inter* Queer Community & Health Centre Casa Kuà, in dem Menschen ankommen können. Hier können sie Menschen treffen, die sich entschieden haben, jenseits des etablierten medizinischen Systems Wege der Heilung, Gesundung und des Wohlbefindens aufzuzeigen und anzubieten. Hier kann Begegnung stattfinden.

Es macht mich oft so wütend, dass die Dominanzgesellschaft nicht versteht, dass migrantische Communities, dass Communities von Menschen mit Behinderung, alle möglichen marginalisierten Communities, Praktiken, Haltungen und Formen der Heilung entwickelt haben, seit jeher! Ich möchte, dass dieses Wissen anerkannt und wertgeschätzt wird. Diese Communities wissen, was am besten für sie ist, und was sie brauchen. Aber im Vergleich zu etablierten Räumen, etablierten Verständnissen von Krankheit und Gesundheit, und dominierenden Therapieformen werden diese Ansätze banalisiert. Das hängt direkt mit Machtverhältnissen zusammen.

Ich möchte gerne viel mehr mit anderen Generationen und auch mit Menschen aus anderen Communities als den meinen sprechen und mehr darüber erfahren, wie genau kollektive Räume geschaffen wurden und werden. Was waren und sind die Praktiken? Was haben sie gemacht, um sich in dieser Gesellschaft Gutes zu tun? Ich denke, wir sollten viel mehr Fragen stellen, sowohl um diese Erfahrungen zu spiegeln als auch um zu zeigen, dass diese Geschichte und dieses Wissen wertvoll sind.

Feministische Gesundheitsrecherchegruppe:

Leute, die sagen, dass sie Therapie brauchen, sind meistens in der Situation, dass sie sie sofort brauchen. Aber das ist für die meisten nicht möglich.

In unseren Workshops schauen wir, wie man gemeinsam und individuell für sich die nächste Krise planen kann und was einem helfen würde. Wir stellen die Fragen: Was hat dir in den vorigen Krisen geholfen? Welches Netzwerk an Personen habe ich, an die ich mich wenden kann? Welche Absprachen möchte ich mit diesen Personen treffen, bevor meine Krise kommt? Was tut mir eigentlich gut, wenn ich gerade in einer Krise bin oder in einer Situation von emotionaler Schwäche? Wir erarbeiten eine Liste von Ressourcen, die uns zur Verfügung stehen. Mit dem Ziel Expert*in der eigenen emotionalen Krise einerseits zu werden und andererseits voneinander zu lernen.

Niloufar Tajeri:

Ich bin aktiv geworden gegen den Abriss des Karstadt-Gebäudes am Hermannplatz, als ich stillend in der Elternzeit auf der Couch saß und die Nachricht gesehen habe, dass das Warenhaus am Hermannplatz abgerissen werden soll. Der Stadtbaurat von Kreuzberg, Florian Schmidt, hatte damals auf Facebook über das Projekt gepostet – so wurde ich darauf aufmerksam. Ich war schockiert von dem geplanten Monumental-Projekt und davon, dass das historische Gebäude von 1929 rekonstruiert werden sollte. Mir war sofort klar, dass es Verdrängung weiter vorantreiben würde. Das war 2019, in einer Zeit, in der wir uns durch die Forschung, aber auch den Aktivismus um Fridays for Future immer stärker bewusst geworden sind, dass die Klimakatastrophe sich seit den 1970er Jahren exponentiell verschlimmert hat. Es war einfach klar: Nein, es muss radi-

kal eine Grenze gezogen werden. Abriss, Neubau, Abriss, Neubau – Schluss damit!

Ich bin Architektin und ich weiß, wie stark die Bautätigkeit die Oberfläche der Erde verändert hat – ob durch den Bau von riesigen Städten oder der Extraktion von Materialien aus der Erde, von Sand, von Stein, von Holz. Das sind wahnsinnige Bewegungen, die stattgefunden haben. Für mich war einfach klar, dass es absurd ist, ein bestehendes, intaktes Gebäude abzureißen und so zu tun, als wäre es wieder 1929, um mit dem gleichen Wachstumszwang neue Städte in die Höhe zu bauen. Ich saß dort auf meiner Couch und habe mich total hineingesteigert. Ich fühlte mich schrecklich. Was kann man nur tun? Ich kann gar nichts machen und habe gerade ein Kind in diese Welt gesetzt. Können wir in zehn Jahren hier überhaupt noch leben?

Dann bin ich aktiv geworden und habe Leute kontaktiert. Wir haben innerhalb von wenigen Wochen die Initiative Hermannplatz gebildet und diese Erfahrung war extrem ermächtigend. Es gab auf einmal sehr viel Hoffnung. Die Ängste und die Sorgen sind in den Hintergrund getreten und der Glaube ist aufgekommen, dass wir etwas verändern können, oder zumindest, dass wir den Diskurs verändern oder diesen Prozess verlangsamen können.

Wir haben es geschafft, den Prozess zu verlangsamen. Nach drei Jahren steht das Ding immer noch nicht und es wird auch in den nächsten drei Jahren nicht stehen und wir werden bis zum Ende kämpfen, dass es nicht passiert. Gleichzeitig ist uns bewusst, dass dies nur eine Baustelle ist, und überall anders, da geht es trotzdem weiter. Das, was einige Personen aus ihrer eigenen Willenskraft und aus ihren Privilegien heraus – die Privilegien, Zeit oder Wissen zu haben – aufgebaut haben, ist sehr klein im Verhältnis zu dem, was der Status quo ist und was vom Senat oder auch von der Bundespolitik aktiv vorangetrieben wird.

Dieses Gefühl liegt schwer auf den Schultern und zieht einen wieder runter, selbst wenn kleine Erfolge erzielt werden. Und dann wiegeln wir das auf oder versuchen doch mit kleinen, lokalen Dingen Alternativen aufzuzeigen oder Utopien aufzumachen. Im Hinterkopf aber wissen wir, dass wir eigentlich alle etwas tun müssten, um die strukturelle und systematische Transformation zu bewerkstelligen, die nötig ist, um die Klimakatastrophe aufzuhalten und soziale Ungleichheiten, die sich stetig verstärken, aufzuheben. Für ein gutes Leben müsste dies nicht nur auf der individuellen, sondern auch auf der politischen Ebene passieren. Das ist schon hart, das kann man nicht so leicht schlucken. Dieses Bewusstsein steht durch die aktivistische Arbeit im Vordergrund. Es ist immer da, es gibt keine Ablenkung. Das ist eine enorme Belastung.

Wir haben bei der Initiative Hermannplatz seit drei Jahren einen Infotisch am Hermannplatz. Da informieren wir, und sind in Kontakt mit unterschiedlichen Menschen, die teilweise noch heute nicht über die Planung Bescheid wissen. Die Reaktionen sind sehr oft sehr heftig, wenn wir das erzählen. Männer mittleren Alters, die Tränen in die Augen bekommen und sich fragen, was hier los sei, und erzählen, dass sie seit Jahren keine Arbeit finden und überall, wo sie nach Unterstützung fragen, keine bekommen. Und jetzt kommt ein Typ und kann das ganze Quartier umkrepeln. Andere Menschen sagen, dass sie schon lange wissen, dass gegen sie Politik gemacht wird. Das sind vor allen Dingen migrantische Menschen oder People of Colour. Sie sagen, dass sie es schön fänden, dass wir das auch mal entdeckt haben und so laut Krach machen. Dass sie diese Situation allerdings seit Jahrzehnten kennen und überzeugt wären, dass das überhaupt nichts bringt, was wir machen. Sie sagen uns, dass wir nicht unsere Zeit verschwenden

sollten, sondern uns um uns und unsere Familien kümmern sollen und fürsorglich miteinander umgehen sollen.

Zynische Aktivist*innen behaupten, dass diese Menschen nicht wissen, wie politische Arbeit funktioniert. Ich sehe das überhaupt nicht so, sondern denke, dass diese Menschen lange genug politische Arbeit gemacht haben, möglicherweise mit einer anderen Definition dessen, was das ist. Politische Arbeit ist ja auch, sich um die Community zu kümmern, die Übersetzungsleistung oder neue Ankömmlinge zu betreuen. Das ist in migrantischen Communities schon seit vierzig, fünfzig Jahren gang und gäbe, nicht erst seit 2015. Das ist auch politische Arbeit.

Oder Menschen leisten seit Jahrzehnten diese Arbeit und merken, dass sich nichts verändert. Egal wie sie arbeiten, egal was sie tun, strukturell sind sie benachteiligt. Und darauf folgt eine Rückzugstendenz. Menschen entscheiden sich, nicht mitzumachen, denn sie werden sicher nicht zum Protest gehen, nur um als erste*r aufgrund von Racial Profiling verhaftet zu werden. Lieber kümmern sie sich um die eigene Familie, Community, um ihre Leute.

Hier sind wir wieder beim Privileg, rauszugehen und sich zu vernetzen. Aktivistisch zu arbeiten ist anders für eine Frau, eine Person mit Migrationsgeschichte, oder eine Schwarze Person. Wir wissen, dass bei Protesten bestimmte Menschen aus der Masse herausgepickt werden. Ich persönlich hatte nach Hanau viel größere Bedenken, irgendwo hinzugehen und einen Redebeitrag zu halten. Mir wurde erst später bewusst, dass es damit zu tun haben kann, dass du als migrantisch oder muslimisch gelesene Person ganz anders im Blickfeld von Rassist*innen stehst. Rassist*innen, das hat nicht nur etwas mit Neonazis und AfD zu tun, sondern das betrifft auch alle rassistischen Strukturen innerhalb der Gesellschaft.

Wir müssen uns vergegenwärtigen, dass Berlin-Neukölln ein Bezirk ist mit einer sehr aktiven rechten Szene, die hier Läden beschmiert, Scheiben einschmeißt, Brandanschläge legt. Und zwar dort, wo eben migrantische Politiker*innen oder linke Aktivist*innen leben. In dem Moment, in dem man auf einer politischen Bühne oder in der Öffentlichkeit steht, ist einfach das Bewusstsein da, man könne als Person Zielscheibe werden für Rassist*innen. Denn diese Netzwerke reichen weit, in die Polizei und in die Behörden hinein. Sie können Adressen herausfinden oder wo Kinder zur Schule gehen. Oder Behörden können die politische Aktivität als etwas bewerten, weswegen man jemanden nicht einstellen sollte. Die Frage ist somit nicht einfach nur, ob man Lust und Zeit hat, aktiv zu werden, sondern auch, welcher Gefahr und welchen Risiken man sich aussetzt. Somit macht es einen Unterschied, wie man in der Gesellschaft gelesen wird, und beeinflusst, wie sich welche Gruppen in der Gesellschaft für ihre Belange einsetzen können. Der Rückzug bestimmter Communities ist somit auch ein Schutz. Gleichzeitig bedeutet das aber, dass bestimmte Sorgen und Ängste nur selten und schwierig öffentlich oder sichtbar gemacht werden. Das beeinträchtigt wiederum einen potentiellen Prozess, der Hoffnung bringen könnte, oder das Gefühl von Selbstermächtigung.

Ulrike Hamann:

Fehlende Teilhabe an der Gesellschaft äußert sich auch in fehlender Teilhabe am Wohnungsmarkt. Wenn du wohnungslos oder davon bedroht bist, hast du viele Ausschlüsse erfahren. Du fühlst dich nicht mehr als Teil dieser Gesellschaft, wenn du deine Wohnung nicht mehr bezahlen kannst in einem Kiez, in dem die eigenen Netzwerke leben. Wenn man gezwungen ist, eine Wohnung in einem Stadtteil zu nehmen, wo man sie sich noch leisten kann, ist man

vielleicht bedroht von rassistischer Gewalt oder anderen gefährlichen Umständen. Dann verliert sich das Gefühl von Teilhabe, und das führt zu einem Gefühl von Vereinzelung und zu einem Rückzug ins Innere.

Es ist wichtig anzuerkennen, dass es Menschen geschafft haben, sich über die Grenzen der Vereinzelung und Angst hinweg in den sozialen Kämpfen um urbane Teilhabe und für das Recht auf Stadt zu organisieren. Sie haben einander gesehen und sind ins Verhältnis zueinander getreten, um daraus ein kollektives, strukturelles Problem zu machen, anstatt sich selbst für die soziale Lage zu schämen. Das ändert einiges an dem Gefühl von Bedrohung. Menschen sind in diesem Kampf, dem Zusammenschließen gegen steigende Mieten, wieder aufgelebt.

Als wir in den ersten Sommern unser Protestcamp am Kottbusser Tor aufgestellt haben, konnte man das beobachten. Jeden Tag kamen Frauen aus der Nachbar*innenschaft, die schon in Rente waren. Sie hatten sich wieder geschminkt und ausgehfein gemacht, anstatt in ihren Wohnungen zu sitzen. Darauf wurde auch gegenseitig hingewiesen: „Sie kommt jetzt, schau mal, sie hat sich schön gemacht!“ Das waren Schritte aus der Vereinzelung heraus. Das Zusammenschließen in der Initiative und das Teilen von Problemen hat Lebenslust, Freude, Bestätigung und eben wieder Hoffnung entstehen lassen.

Es gab natürlich auch immer wieder Momente von enttäuschter Hoffnung oder von Skepsis. Oder grundsätzlich die Angst davor, wieder Hoffnung zu wagen. Wir haben erlebt, dass Menschen, die beispielsweise von Zwangsräumungen betroffen waren, abgestürzt sind, beziehungsweise das nicht überlebt haben. Das Thema Wohnen ist so existenziell, dass es bei Verlust zu extremen Abstürzen führen kann. Gleichzeitig kann es bei so einer Kollektivierung des

Kämpfens um die eigene Wohnung auch passieren, dass Menschen neuen Lebensmut gewinnen.

Einer der wichtigsten Punkte unserer Initiative Kotti & Co war, dass es einen Ort der Begegnung gibt. Dieses gemeinsame Haus, das Gecekondu, wurde von der Nachbar*innenschaft geschaffen und ist ein Ort, an dem Menschen sich treffen können, um miteinander zu reden. Das ist ganz absichtslos. Da muss gar nicht andauernd etwas Politisches passieren, dort zu sein an sich ist etwas Politisches. Sobald Menschen dorthin gehen, demonstrieren sie ein Stück weit gegen die steigenden Mieten, treffen aber gleichzeitig andere Menschen, trinken Tee oder können sich unterhalten, einfach da sein und sitzen. Auch das ist eine Form der Kollektivierung. Das Absichtslose darin ist auch wichtig in diesem städtischen Raum, damit der Raum nicht per se nur assoziiert ist mit einem Ort des Protests, sondern dass andere Sachen passieren können wie Musik machen oder hören, Tauben füttern, oder Nüsse essen. Nichtkommerzielle Räume, an denen man ohne viel Geld zu zahlen Zeit verbringen kann, werden immer seltener in Berlin trotz ihrer essentiellen Funktion.

Ulrike Kluge:

Ich glaube, wir stellen uns die folgende, ganz banale, aber essentielle Frage noch immer viel zu selten: Wie wollen wir eigentlich zusammenleben? Wie wollen wir wirklich leben? Ich war gestern im Theater an der Volksbühne in dem Stück von René Pollesch *Geht es Dir gut?* Und da ging es meiner Einschätzung nach genau um diese Fragen: Wie sind wir in eine gesellschaftliche Situation geraten, in der wir einerseits immer verzweifelter und ohnmächtiger im Angesicht vermeintlich näher rückender Krisen weltweit sind und andererseits vielfach doch sehr mit unserer Befindlichkeit

und mit der Frage beschäftigt: Wie geht es uns eigentlich? Und wie achtsam müssen wir eigentlich mit uns sein?

Einerseits ja, so sehr, dass wir sagen können, dass wir uns weiterentwickelt haben. Wir haben uns in sogenannten westlichen Kontexten in Richtung selbstreflexiverer Zusammenhänge entwickelt. Zugleich birgt dies die Gefahr, in einer individuellen Innenschau zu verharren. Die Soziologin Eva Illouz betrachtet diesen Prozess kritisch, ich würde sagen, dass sie so etwas wie eine Psychoanalytisierung der Gesellschaft markiert. Sie fragt sich, wie sehr die Psychoanalyse dazu beigetragen hat, dass wir in einer immerwährenden Selbstreflexion verharren, die kollektive Ermächtigung vielleicht auch erschwert. Als angehende Psychoanalytikerin schätze ich den Beitrag, den die Psychoanalyse als Ermöglichungspraxis für individuelle Autonomie geleistet hat. Das ist die eine Seite.

Die andere Seite ist, dass wir all diese Krisen erleben, manche auch nur beobachten, erahnen. Krisen, die kollektiv sind, und bei denen wir merken, dass wir sie nur kollektiv und solidarisch adressieren können. Und wie kriegen wir dies wieder zusammen? Dieser Widerspruch wurde zum Beispiel sehr deutlich im Zusammenhang mit der Pandemie, die uns ein Stück gelähmt hat. Ich merke, dass ich mir insbesondere seit der Pandemie mehr Räume zum gemeinsamen Nachdenken und Innehalten wünsche – zum Betrauern dessen, was wir vielleicht verloren haben, um uns zu fragen, was wir daraus entwickeln können und wie wir uns verorten zwischen den individuellen Komfortzonen und den gesellschaftlichen, kollektiven Herausforderungen, als Einzelne, als Professionelle, als Aktivist*innen, als Gruppen, als Kollektive. Einen guten Umgang zu finden zwischen dem Eigenen und den gesellschaftlichen Aufgaben, die wir uns stellen, finde ich eine Herausforderung. Ich würde sagen, dass dies ein Grund ist, warum ich mich neben der

Einzel-Psychoanalyse immer für die Gruppenanalyse, ebenso wie für die Tradition der Ethnopsychanalyse – mit all ihren problematischen Konnotationen – interessiert habe. Denn wir als Einzelne können unser individuelles Leid erst unter Einbezug der kollektiven, gesellschaftlichen Realitäten und ihren Wirkungen verstehen. Dieses Verstehen ist die Voraussetzung für kollektive Widerständigkeit und deren Wirksamkeit.



Deiara Kouto, Diana Mammana, Kerstin Kühn,
Lea Hartung, Margareta von Oswald, Mary Buteyn,
Maryna Markova, Remzi Uyguner, Ulrike Koch,
Veit Hannemann, Željko Ristič

Wenn man über seine Zeit frei verfügen kann, entsteht ein Gefühl von Zufriedenheit. Wenn man Zeit zum Nachdenken hat – allein oder gemeinsam – dann kann man beobachten, wie Situationen sind. Wenn man Zeit zum Zuhören findet, kann Arbeit ein Lernprozess sein. Manchmal wäre mehr Zeit für Langeweile bei der Arbeit gut. Mit der Langeweile kommen die besten Ideen. Unter Strom leidet die Kreativität. Im Urlaub kommen die guten Ideen. Warum kann man im Urlaub so gut über die Arbeit nachdenken? Urlaub ist produktiv. Man lässt sich treiben. In der DDR gab es einen Lesetag für Bibliothekar*innen. Einmal in der Woche hatte man frei, um zu lesen. In der Zeit wurde dann Wäsche gewaschen oder der Abwasch gemacht. Aber es wurde auch viel mehr gelesen. Und nachgedacht. Wer entscheidet darüber, was Arbeit ist? Wer macht die Tätigkeitsbeschreibungen? Diese Personen sind oft nicht in unserer Situation, in unserem Job. Sie können es eigentlich nicht richtig wissen. Das schwingt mit. Wir müssen Zeit haben für die Menschen, mit denen wir arbeiten. Unsere Arbeit würde irgendwie ganz anders aussehen. Dann hätten wir einen ganz anderen Arbeitsalltag.



Nikolas Brummer

... und eigentlich hat alles damals angefangen, als ich im Urlaub war und mein Smartphone kaputt ging und ich zwei Wochen lang kein Gerät zum Musikhören hatte. Das hatte etwas seltsam Zermürbendes, geistig und körperlich. Mir wurde einmal mehr vor Augen geführt, welche Auswirkungen es auf mich hat, immer Musik zur Verfügung zu haben. Ich beschloss, ein Musikarchiv aufzubauen. Ich war zunehmend von der Idee angetan, musikalische Assemblagen in Form von Playlists zu schaffen und mich zu fragen, was verschiedene Formen dieser mit meinem Gemüt machen würden. Um ein Beispiel zu geben: Ich unterscheide generell zwischen Playlists der *Gefühle* und Playlists des *Ambiente*. Und wie der Name schon sagt, enthält die Kategorie *Gefühle* viele Playlists, die jeweils ein bestimmtes Gefühl ansprechen: Trauer, Panik, Glückseligkeit oder Aufregung, Wut, Angst und so weiter, buchstäblich jede Art von Gefühl, die man sich vorstellen kann. Jede Playlist in dieser Kategorie zielt darauf ab, dass die Auswahl der Lieder das spezifische Gefühl auf seine Essenz herunterbrechen, und somit das jeweilige Gefühl verstärken, unterstützen und untermalen. Sie befassen sich mit einer Form von Emotionalität, die introspektiv und persönlich ist, und durch die Richtung bestimmt wird, in die sie gerichtet ist; diese Playlists sind nach innen gerichtet. Sie sollen eine flüchtige und bewusste Begegnung mit der eigenen Emotionalität herstellen, die das Gefühl direkt, impulsiv und modifizierbar macht.

Ich möchte deutlich machen, wie ich das meine, und wie sich diese Kategorie von anderen Playlist-Kategorien unterscheiden lässt, die wiederum an andere Formen von Emotionalität gebunden sind. Zum Beispiel geht es in der *Ambiente*-Rubrik um ein Verständnis von Musik als Atmosphäre. Also etwas, das zu irgendetwas anderem passt, das

einen Hintergrund bildet oder verstärkt, was schon da ist, ohne zu dominieren. Es ist eine Platzierung von Musik, die mit der Einrichtung eines Raumes, dem Licht, den Geräuschen und den Geräuschen, die einen umgeben, verschmilzt. Sicherlich könnte man sich auf all diese verschiedenen Elemente einzeln konzentrieren, aber sie wirken direkt auf mich ein, ohne dass ich die Wirkung bewusst wahrnehme. Auf diese Weise prägt das *Ambiente* die emotionale Architektur eines Raumes, die sich in Form einer Stimmung formuliert. Das ist auch der Unterschied zwischen *Ambiente* und *Gefühlen*. *Ambiente* zielt darauf ab, einen anhaltenden emotionalen Zustand herzustellen, anstatt nur einen vorübergehenden emotionalen Effekt zu erzeugen.

Abgesehen von der untermalenden Funktion kann ein *Ambiente* auch dazu verwendet werden, bestimmte Aktivitäten unterschwellig zu verstärken. Immer beliebter werden Playlists, die die Produktivität und Konzentration fördern, Musik für den Arbeitsplatz oder jede andere Form von Arbeitssituation. In der Geschichte der elektronischen Musikproduktion gibt es zahlreiche Beispiele dafür, dass gerade diese Auffassung von Musik Möglichkeiten zur Kommerzialisierung bietet – eines der bekanntesten Beispiele ist die amerikanische Musikfirma Muzak, die öffentliche Räume und Einzelhandelsgeschäfte und später auch den Arbeitsplatz mit Musik versorgte. Heutzutage fallen einem dazu Playlists mit verlockenden Namen wie *Chill Beats To Think To* ein. Was könnte besser zur Begleitung einer Arbeitssituation passen, als das, was man als *chill* bezeichnet. *Chill*-Musik ist ideal für den Hintergrund, weil sie nicht nur Stille füllt und dabei unaufdringlich ist, sondern auch für eine sanfte und angenehme Atmosphäre in jeder Arbeitsumgebung sorgt, die sonst anstrengend oder sogar schädlich sein könnte. In diesem Fall hat das *Ambiente* die Gestalt einer Stütze und ist eine Hilfe, die eingesetzt wird,

um eine unangenehme oder unerfreuliche Situation zu dämpfen und aufzuweichen. Hier ist sowohl die Verwendung von *Gefühlen* als auch von *Ambiente* in erster Linie utilitaristisch. Indem ich diese Playlisten erstelle, erzeuge ich entweder direkte oder indirekte Emotionen, die gezielt zu einem bestimmten Zeitpunkt und aus einem bestimmten Zweck eingesetzt werden können. Streaming-Plattformen und Musik-Apps machen durch die bloße Verfügbarkeit all dieser Musik möglich, dass sie eine so zentrale Stellung bei der Regulierung unserer Emotionen einnehmen kann. Sie wird zu einer allgegenwärtigen Ressource und einem unerschöpflichen Werkzeug für das emotionale und psychologische Management.

Andreas Heinz, Feministische Gesundheitsrecherche-gruppe (Inga Zimprich, Julia Bonn), Kim Wichera, Lee Modupeh Anansi Freeman, Tzoa

Andreas Heinz:

In der Psychiatrie und Psychologie gibt es die Tendenz der Normbildung und der Idee, dass psychische Erkrankungen anormal wären und Gesundheit normal. Menschen wissen seit siebzig Jahren, dass das Unsinn ist. Der Philosoph und Psychiater Karl Jaspers schreibt in seiner Zeit: „Karies ist in meiner Zeit normal, aber es ist trotzdem eine Erkrankung.“ Statistische Normalität fällt also weg. Und wenn Sie nicht mehr statistisch durchzählen, sondern das Konzept der Krankheit und Gesundheit nehmen und sich auf ein Ideal festlegen, wie ein gesunder Zahn auszusehen hat, oder wie ein Mensch sich zu bewegen hat, dann sehen Sie schon, wie ideologielastig diese Herangehensweise sein kann. Dann dürfen Sie Menschen nicht in ein Prokrustesbett von Erwartungen zwingen. Wenn Sie Glück haben, handelt es sich um eine tolerante, offene Gesellschaft, die unterschiedliche Lebensweisen zulässt. Wenn Sie Pech haben, sind die meisten Länder der Welt keine toleranten, offenen Gesellschaften, und alle möglichen sozial unliebsamen Verhaltensweisen werden stigmatisiert.

Kim Wichera:

Ich finde den Begriff der psychischen Krankheit nicht hilfreich. Wer legt das eigentlich fest? Wo fängt die Krankheit an und wo hört sie auf? Wer definiert das? An welchem Punkt in einem Prozess lege ich fest, dass Gesundung stattfindet? Oder gibt es eventuell gar keine Genesung, und es handelt sich um eine Krankheit, die man sein ganzes Leben mit sich trägt? Oder wird die Krise als Teil der Lebenserfahrung verstanden, als das Erleben unseres Daseins und der

Möglichkeit, unsere Verhaltensweisen auszudrücken, die wir als Menschen haben? Dann stellt sich eine ganz andere Frage, nämlich eine Frage nach Menschenrechten, Existenz und Toleranz.

Tzoa:

Was wird als krank und gesund angesehen in unserer Gesellschaft? Diese Themen beschäftigen mich sowohl auf persönlicher als auch auf gesellschaftlicher Ebene. Wer definiert eigentlich was? Wer hat die Definitionsmacht zu bestimmen, wer und was die Norm ist, was normal ist? Das finde ich sehr spannend.

Im Kapitalismus wird eine Person als gesund angesehen, wenn sie im System produktiv sein kann und arbeiten kann. Mir geht es darum, zu verstehen, wie es der Person geht. Ich sehe diese Gesellschaft als krank an. Und dann stellt sich die Frage: Inwiefern kann eine Person gesund sein in einem kranken System? Oder ist eine Person, die als krank in einem kranken System angesehen wird, eigentlich gesund? Als trans*Person werde ich dem offiziellen Gesundheitssystem nach selbst pathologisiert, wenn es mich als mental krank diagnostiziert. Ich definiere und fühle mich selbst aber nicht als krank.

Lee Modupeh Anansi Freeman:

Dass trans*Sein pathologisiert wird, ist wirklich verstörend. Niemand muss den Zustand meiner mentalen Gesundheit für mich beurteilen, um zu entscheiden, ob ich Operationen vornehmen lassen möchte oder nicht, oder um Zugang zu Hormonen zu bekommen. Ich finde das unglaublich bevorzugend. Cis-Menschen treffen tagtäglich Entscheidungen über ihre Körper – Entscheidungen, die das Leben entweder fundamental verändern und/oder in eine andere Richtung weisen. Für diese Entscheidungen scheint es

keinen Gatekeeping-Mechanismus (Schutzmechanismus, Anm. d. Red.) zu geben. Das ist so unglaublich verstörend, weil es nur ein weiterer Stein in der Mauer aus Systemen ist, die uns davon abhalten, unser bestes Leben zu leben.

Kim Wichera:

Bei mentaler Gesundheit steht die Frage im Mittelpunkt: Wann geht es mir gut? Ich würde behaupten, dazu gehören sehr viele Faktoren, bis sich für einen Menschen tatsächlich alles gut anfühlt. Das hat sehr viele soziale Faktoren: Wie ist meine aktuelle Lebenssituation bezüglich Einkommen, bezüglich Wohnen, bezüglich sozialer Kontakte? Wir haben alle ein sehr reiches Innenleben. Die Frage für mich ist, inwieweit dieses Innenleben im Alltag in der Außenwelt einen Platz hat, unter den Bedingungen, die oftmals sehr hart sind. Nicht mehr nur zu funktionieren und zu leisten, sondern auch sein zu dürfen, mit allen verschiedenen Macken, die zum Menschsein dazugehören, auch mit persönlichen Fragen: Wie positioniere ich mich selbst in der Welt oder wie komme ich selber in dieser Welt klar? Diese Frage beschäftigt sehr viele Menschen. Wir alle gehen in unserem längeren Leben durch Krisen. Für mich ist somit die Frage zentral, wo und wie es einen Ort innerhalb der Gesellschaft gibt für Menschen, die bestimmte Verhaltensregeln, die wir uns auferlegt haben, nicht mehr einhalten können. Und wie gehen wir innerhalb der Gesellschaft mit Menschen um, wenn sie diesen Gesellschaftsvertrag nicht mehr einhalten können und sich stattdessen so verhalten oder reden oder Zusammenhänge herstellen, die ich selber gar nicht verstehe?

Feministische Gesundheitsrecherchegruppe:

Der Begriff mentale Gesundheit ist für uns mit Psychiatrie und einer gewissen Stigmatisierung verbunden. Wir spre-

chen somit eher von einem Umgang mit persönlichen oder emotionalen Krisen und Bedürfnissen. Wir benutzen auch nicht den Begriff Gesundheit mit dem Ziel, Gesundheit von Krankheit abzugrenzen, sondern sprechen von einer Krise als einer Zeit emotionaler Arbeit, die wir alle irgendwann und auch öfter im Leben haben. Bedürfnisse und Gefühle sind Dinge, die ganz selbstverständlich in unserem Leben Raum haben und nicht abgegrenzt werden, als etwas, was krank ist und sich bessern soll oder als wäre das Ziel Wohlbefinden. In unseren Workshops versuchen wir zum Beispiel zu sagen, dass wir emotionale Bedürfnisse ins Zentrum stellen, da diese oft verdrängt werden. Wir halten emotionale Arbeit für sehr wertvoll, denn sie ist gesellschaftlich relevant. Die Gesellschaft verändert sich in dem Maß, wie viele Menschen in ihr emotional an sich arbeiten. Zu ihren Ängsten, zu ihren Verdrängungsmechanismen, zu ihren Positionierungen. Wir würden uns wünschen, dass es eine höhere Anerkennung für die emotionale Arbeit gibt, die Menschen in Therapie machen. Sehr viele individuelle Probleme haben strukturelle Dimensionen. Und wir würden kritisieren, dass das Gesundheitswesen in Deutschland diesen Ansatz nicht praktiziert.

Was hat dein persönliches Problem mit der Gesellschaft zu tun? Das ist natürlich die klassische feministische Formel, die sagt: Ich auch, ich auch, ich auch! Ich fühle mich auch wertlos und ich habe auch das Gefühl, ich schaffe nicht alles und ich komme nicht hinterher. Und dann merkt man irgendwann: Aha, wenn es uns allen so geht, was sind die Bedingungen, die uns in diese Situation bringen?

Lee Modupeh Anansi Freeman:

Ich möchte Kinder haben. Ich bin dabei herauszufinden, wie das als trans*Person mit Uterus funktioniert. Ich denke zum Beispiel viel über Wochenbettdepressionen und darüber

nach, wie das Gebären mich als depressive Person beeinflussen könnte und wo ich einfühlsame Versorgung finden würde. Wie finde ich eine*n Therapeut*in, zu der*dem ich eine Beziehung aufbauen kann und der*die eine Beziehung zu mir aufbauen kann, der*die die Expertise hat, nach der ich suche, aber auch für trans*gender Themen sensibel ist? Irgendwelche Empfehlungen? Ich bezweifle es. Ich bin außerdem dabei zu versuchen, mich als neurodivergente Person zu verstehen. Es gibt so wenig Informationen über die Verbindungen zwischen Neurodivergenz und trans*Sein, obwohl viele trans*Menschen auch neurodivergent sind. Es gibt keine aussagekräftigen Studien dazu und es gibt sicher auch keine aussagekräftigen Studien zu den Schnittstellen dazwischen, neurodivergent, trans* und Schwarz zu sein. Es gibt also viele Aspekte um mentale Gesundheit und emotionales, psychisches Wohlbefinden, die aktuell nicht einmal auch nur oberflächlich von den hiesigen Systemen und Institutionen angesprochen werden. Leider ist vieles daher ein einziges Ausprobieren. Vieles beinhaltet, der*die Erste zu sein, Vorreiter*in, Pionier*in zu sein. Das ist nicht ganz das, was ich mir erhofft hatte. Für meine eigene Erfahrung hatte ich eigentlich nur gehofft, da irgendwie halbwegs glatt durchzukommen – einfach nur wie alle anderen zu sein. Aber ich bin nicht einfach nur wie alle anderen. Es ist wie der erste Pfannkuchen. Der ist immer ein bisschen komisch. Die Temperatur stimmt nicht. Nicht genug Öl – oder zu viel Öl, die Pfanne ist uneben. Vieles muss ausprobiert und angepasst werden, bis die Bedingungen genau richtig sind. Meine Intention war es wohl nie, der erste Pfannkuchen zu sein, in keinem Kontext. Aber so ist es nun.

Tzoa:

In meiner Utopie gibt es keine gesundheitlichen Normen oder Körperrnormen, denn alle könnten sich selbst definie-

ren. Es gibt weder Rassismus noch irgendeine andere Form der Diskriminierung. Alle Leute werden so gesehen, wie sie sind und gesehen werden wollen. Jeder Körper würde mit Würde behandelt werden. Alle hätten ein Mitspracherecht, um für sich selbst zu definieren und zu bestimmen, was sie brauchen, welchen Weg sie gehen wollen oder welche Unterstützung sie möchten, um ihren Weg zu finden. In meiner eigenen Praxis versuche ich das umzusetzen, indem ich zum Beispiel gar keine Worte benutze, die ich den Patient*innen auferlege. Ich habe keine Diagnosen, mit denen ich mentale Gesundheit beschreibe, sondern beschreibe eher mögliche Zusammenhänge, die ich sehe. Wenn Leute zu mir kommen, geht es um ihre Bedürfnisse und was sie verändern wollen. Ich gehe mit ihrer eigenen Definition mit, anstatt ihnen meine eigene Idee aufzuerlegen.

Željko Ristić

Ich sehe den Begriff mentale Gesundheit sehr kritisch. Für mich bedeutet das Neigung zur Perfektion. Wir sind das Gegenteil. Wir arbeiten mit Jugendlichen, die Sinnes- und Identifikationskrisen haben. Krisen des Nicht-Schaffens, Perspektivlosigkeit. Die ganze Gesellschaft strebt nach einer maximalen Perfektion. Wir wünschen uns, dass man Schwäche zeigen darf. Das ist das, womit wir arbeiten und was wir den Jugendlichen vorleben. Wenn alles perfekt wäre, würde es unseren Job nicht geben. Wir steuern dagegen. Perfektion umgibt uns alle. In der Familie perfekt sein. Perfekt als Sohn oder Tochter zu sein. Das Abitur schaffen. Es geht um Leistung, Noten, Sachberichte, Zielvereinbarungen. Wir sollen permanent abliefern und erziehen unsere Kinder dementsprechend. So geht es Tag für Tag. Die Kinder haben Stress, die Gesellschaft hat Stress. Deshalb liegt es an uns Räume zu gestalten, die Freiräume sind, wo man einfach abschalten kann. Ich frage mich, wo wir mit dieser Gesellschaft hinwollen. Scheinbar gibt es die Norm in unserer Gesellschaft, dass man das alles schaffen und leisten kann. Und wenn man daran scheitert, dann ist man allein. Das ist ein großes Problem. Deswegen war ich bei dem Begriff mentale Gesundheit am Anfang eher skeptisch.



Mandu dos Santos Pinto

Schon im Studium der Architektur fand ich es immer spannend, aber auch kontrovers, dass die Menschen nie gefragt wurden, die später in den Häusern, die man plante, wohnen sollten. Es ging nie um diese Menschen. Dabei baut man Häuser für hundert Jahre und sie werden diese Menschen prägen. Ich habe mich in dem Kontext insbesondere mit den Qualitäten von informellen, selbst gebauten Quartieren in diesen Städten beschäftigt. Viele Menschen behaupten, das sei Chaos. Das stimmt nicht. Die Menschen bauen sogar sehr bewusst, und reflektieren dabei ihre eigene Lebensweise. Diese Lebensweise ermöglicht viele soziale Räume, die sehr wichtig sind, gerade bezüglich mentaler Gesundheit, da die Menschen dort aufgefangen werden.

Es gibt natürlich alte Weisheiten, aber mittlerweile auch Studien darüber: Menschen, die mentale Krankheiten haben, sollten sich mit mindestens sechs bis zehn Menschen umgeben, die immer wieder in Interaktion mit ihnen stehen, um ohne medikamentöse Behandlung Möglichkeiten zur Genesung zu haben. Aber heutzutage wohnen Menschen, gerade in Europa, immer häufiger in einer Wohnung alleine. Es kommt vielleicht einmal, zweimal in der Woche jemand vorbei, oftmals eine Pflegekraft. Aber eine Person kann ihre Probleme ohne Interaktion mit anderen Menschen nicht veräußern.

Die Strukturen in den informellen Quartieren fangen diese Art von Problem auf oder lassen sie erst gar nicht entstehen. Das ist mir aufgefallen bei meiner Analyse dieser Quartiere. In Luanda in Angola nennt man diese Stadtviertel Musekes (Ort der roten Erde), da diese Orte nicht geteert sind. Der Name weist bereits auf eine Verknüpfung zur Erde, zur Natur hin. Die Innenhöfe nehmen nicht nur die Qualität sozialer Räume an – oftmals wohnen mehrere Familien

in ihren aneinander liegenden Häusern um einen gemeinsamen Innenhof herum. Man kann hier auch kleines Vieh aufziehen, Gemüse anpflanzen und zudem sind diese Höfe sichere Orte für Kinder, um zu spielen. Diese Viertel haben somit sehr viele wirtschaftliche, soziale und interaktive Qualitäten.

Ich kann mich gut erinnern, als ich Mitte der 1990er Jahren in Senegal war. Ich erzählte, dass es in der Schweiz oder Deutschland möglich ist, dass jemand in seiner Wohnung verstirbt und der Tod erst einen Monat später bemerkt wird, weil es stinkt. Die Menschen dachten, ich denke mir das aus, sie konnten sich das nicht vorstellen. Wenn jemand nicht aus seiner Wohnung herauskommt, dann klopft jemand an die Tür. Man achtet aufeinander und merkt, wenn etwas nicht stimmt. Hinter einem solchen Verhalten steht natürlich die Frage, wie man überhaupt zusammenlebt. Inzwischen aber gibt es solche Fälle auch in Senegal. Das heißt, eine westlich geprägte Lebens- und Wohnweise wurde übernommen, die eigentlich gar nicht gesund ist.



Deiara Kouto, Diana Mammana, Lea Hartung,
Margareta von Oswald, Remzi Uyguner, Željko Ristič

Lea Hartung:

Im Arbeitsalltag geht es ja viel um Stress. Da frage ich mich, was die Ursache von Stress ist? Liegt es an den Projekten, der Auftragslage oder der eigenen Arbeitsweise?

Diana Mammana:

Tools wie Fortbildungen erwecken den Anschein, dass etwas getan wird für die Mitarbeiter*innen. Doch eigentlich sind sie auch Instrumente der Selbstoptimierung.

Remzi Uyguner:

Jede Therapie, die von der Kasse übernommen wird, ist dazu gedacht, um dich wiederherzustellen und in den Arbeitsprozess einzugliedern.

Željko Ristič:

Wenn du keine Strategien hast, mit Stress umzugehen, verbrennst du.

Margareta von Oswald:

Bei Burn-on zeigen sich ähnliche Symptome wie bei Burn-out, mit dem Unterschied, dass man immer weiter funktioniert. Das heißt, dieser Zusammenbruch, der bei einem Burn-out-Syndrom kommt, bleibt aus. Burn-on zeigt sich vor allem bei Leuten, die für ihren Job brennen. Pausen sind für Menschen, die an Burn-on leiden, dazu da, um kurz die Reserven aufzuladen und dann genauso weiterzumachen wie davor. Es kommt also nie zur Katastrophe, weil man selbst weiß, wie man schnell Lösungen findet, ohne grundsätzliche Sachen zu ändern.

Deiara Kouto:

Selbstoptimierung heißt für mich auch Innovation. Man muss sich verbessern und progressiv sein. Das ist meiner Meinung nach am Menschen nicht wirklich umsetzbar. Dieser Gedanke ist utopisch. Es geht immer höher, besser und schneller.

Diana Mammana:

Wir sind keine Maschinen, die man programmieren kann. Wir arbeiten alle in einem Bereich, in dem es Menschen sind, die etwas verändern können. Unsere Arbeit ist nicht wirklich messbar. Dabei zielt Selbstoptimierung irgendwie auf Messbarkeit und Vergleichbarkeit ab.

Željko Ristič:

Unser Instrument zur Messung nennt sich Angebotsstunden. Das Modell ist teilweise perfide. Das sind Modelle, die nicht realitätsnah sind. Ich verstehe nicht, wie man messen möchte, wie viel Zeit ein Mensch braucht, um gute Beratung zu machen. Wenn man dafür Indikatoren schafft, dann wird es echt kritisch. Wenn es um Zeit geht, dann hört es bei mir auf. Wir müssen eine bestimmte Anzahl an Angebotsstunden im Jahr erreichen, um die Finanzierung zu rechtfertigen. Das, was ich hier mache, zum Beispiel, das ist nichts. Das zählt nicht als Arbeit.



Kader Attia

Als Künstler und Kurator glaube ich, dass die Kunstwelt ein Ort ist, um den wir uns wirklich kümmern müssen. Wir müssen uns um den Ausstellungsraum kümmern, weil wir in einer Gesellschaft leben, die jegliche menschliche Interaktion auslöscht. Im Ausstellungsraum kommen Individuen an einem Ort zusammen, an dem sie nicht zwingend miteinander sprechen. Aber die Tatsache, dass sie dieselbe Ausstellung erleben und von denselben Kunstwerken umgeben sind, lässt sie zueinander gehören. Es entsteht eine Gruppe, der sie angehören, eine virtuelle Gruppe aus Emotionen, Wissen, Lernen, *Unlearning* (Verlernen), wie Ariella Azoulay sagt. Ich hoffe sehr, dass diese Art Raum – man kann ihn auch Agora nennen – erhalten bleibt, weil er die Gesellschaften der Menschen seit jeher gefestigt hat.

Das Thema der mentalen Gesundheit betrifft nicht nur empfindsame Personen und sensible Anliegen. Wir alle sind verletzlich, wenn es um die Psyche geht. Künstler*innen sind dazu in der Lage, in die Fragilität der Psyche einzutauchen. Kunst ist dazu in der Lage, Raum für Unvorhersehbares zu schaffen. Kunst kann Räume und Zeiten thematisieren, die unverständlich sind und Ausdrucksformen für die Dinge schaffen, für die wir keine Worte oder Sprache finden.

Meiner Ansicht nach benötigen wir Räume für Kunst, weil das Kollektiv die Zukunft der zu heilenden Psyche ist. Es war immer schon das Kollektiv. Weil das Kollektiv das Problem ist. Also sollte das Kollektiv auch die Lösung sein. Das ist der Ausgangspunkt für unsere Arbeit, wir müssen weiterhin Sorge für das Kollektiv tragen.

Mazda Adli

Das, was uns in der Stadt psychisch am ehesten belastet und gesundheitsrelevant wird, ist sozialer Stress. Dieser Stress kann aus dem Zusammenleben und aus der Interaktion von Menschen entstehen. Zu stadttypischem sozialen Stress gehören Dichtestress, wenn es an persönlichem Rückzugsraum fehlt und Isolationsstress, der bei sozialer Ausschlusserfahrung oder bei Einsamkeit unsere Psyche belastet. Wenn soziale Dichte und soziale Isolation gleichzeitig auf den Menschen treffen, kann die Mischung toxisch werden, insbesondere, wenn die einzelne Person das Gefühl hat, die Umgebung nicht den eigenen Bedürfnissen entsprechend beeinflussen zu können, oder keine Kontrolle mehr zu haben. Wenn wir uns sozialem Stress dauerhaft ausgeliefert fühlen, kann es gesundheitlich relevant werden und zu stressabhängigen Erkrankungen führen.

Richtig ist aber auch: Großstädte wie Berlin tragen viel Gutes zu unserem Wohlbefinden bei. Deswegen wachsen unsere Städte. Großstädte haben mehr Vorteile als Nachteile, solange man zu den Vorteilen der Stadt einen guten Zugang hat: zu Bildungs- und Entfaltungsangeboten, zum Wohlstand der Stadt, zur Gesundheitsversorgung, zu ihrer kulturellen Vielfalt. Dieser Vorteil und die Angebote der Stadt sind allerdings nicht gerecht verteilt und nicht allen Menschen gleichermaßen zugänglich. Diejenigen, die einen schlechten Zugang haben zu dem, was man Urban Advantage (Vorteile der Stadt, Anm. d. Red.) nennt, sind oft auch diejenigen, die sozialem Stress nicht viel entgegensetzen können und häufiger an Stressfolgen erkranken. Zugangsbarrieren zum Urban Advantage sind zum Beispiel Armut, Sprachbarrieren, Diskriminierung oder sich einer Minderheit zugehörig zu fühlen, die ausgeschlossen wird. In der

Summe können diese Barrieren dazu führen, dass das psychische Erkrankungsrisiko wächst.

Wie andere Großstädte verursacht auch Berlin sozialen Stress. Berlin hat aber auch vieles, was uns vor sozialem Stress schützt. Es verfügt über zahlreiche gesundheitsprotektive Faktoren. Zum Beispiel hat Berlin reichlich Grünflächen. Wir wissen, dass städtisches Grün gut für unser Gehirn und unsere Psyche ist. Grünflächen sorgen dafür, dass der Stresshormonspiegel im Blut nicht so stark ansteigt, dass wir uns besser erholen und zur Ruhe kommen können. Wenn wir häufig in Kontakt mit der Natur sind, reagieren unsere Gehirnzellen ganz anders auf Stress. Berlin ist außerdem eine Stadt, deren öffentliches Leben sehr viel unter freiem Himmel stattfindet, eine echte Draußenstadt. Berlin sorgt somit für viel soziale Interaktion zwischen den Menschen, was gut für unsere Psyche ist. Denn: Zeit, die man vor der eigenen Haustür verbringt, wirkt sozialer Isolation, also sozialem Stress, unmittelbar entgegen.

Eine Beobachtung, die wir allerdings machen können, ist, dass öffentlicher, nicht kommerziell genutzter Raum in Berlin immer weniger wird. Das sind Räume, die einen Public Health-Auftrag haben, besonders für unsere psychische Gesundheit. Es sind Räume, die Menschen zusammenbringen, die soziale Kohäsion befördern und somit sozialem Stress entgegenwirken. Meine Sorge ist, dass das Verschwinden von öffentlichem Raum langfristig einen negativen Einfluss auf das psychische Wohlbefinden von Berliner*innen haben wird.

Anna Yeboah, Magnus Elias Rosengarten, Mazda Adli, Shermin Langhoff

Mazda Adli:

Ich bin der Überzeugung, dass jedes Theater, jedes Museum, jedes Kulturzentrum einen Public Health-Auftrag hat und damit eine wichtige Funktion für unsere psychische Gesundheit einnimmt. Ob man das will oder nicht, es ist so. Es sind Orte, die Menschen zusammenbringen. Es sind Orte, die wichtige Begegnungsräume sind. Einem der größten Stressoren im urbanen Raum, nämlich sozialer Isolation und Einsamkeit, kann damit präventiv entgegen gewirkt werden.

Ich möchte das besonders betonen, nachdem wir während der Pandemie immer wieder über überlebenswichtige Strukturen und Systemrelevanz diskutiert haben. Wenn uns Kultureinrichtungen fehlen, ist das Risiko für soziale Isolation größer und damit die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass unsere Gesundheit leidet. Wenn Kultureinrichtungen offen sind, geht es den Menschen besser. Das sollte in der Diskussion nicht untergehen. Kultureinrichtungen sind systemrelevant.

Magnus Elias Rosengarten:

Ich denke, dass Museen Orte des Zusammenkommens sein können und sein sollen. Die Frage ist natürlich immer, wen wir in der kuratorischen Arbeit adressieren. Vor allem in der Berliner Museumslandschaft haben wir noch einiges zu tun, weil sich viele Menschen und viele Communities nicht eingeladen fühlen.

Shermin Langhoff:

Für mich ist es erst einmal sehr erfreulich, dass die nächste Generation wissenschaftlich an den Fragen arbeitet, die

ich mit anderen migrantisierten Menschen zusammen vor zwei Jahrzehnten und früher aufgeworfen habe. Es ist toll, dass diese Forderungen in der Mitte der Gesellschaft, in den hochkulturellen und subventionierten Häusern angekommen sind. Ich kann das auch für mich annehmen als Intendantin des Maxim Gorki Theaters: Wir sind Orte des Zusammenkommens, Orte des Togethering, des Gathering, des Sich-Sammelns. Mich interessiert jenseits dessen, wen wir ansprechen, was und wie wir in diesen Orten erzählen.

Diese Frage ist insofern für mich eine größere, systemische Frage, weil sie in einem Kontext von Neoliberalismus gestellt wird. In den letzten drei Jahrzehnten ist das System angelegt worden auf Konkurrenz, auf Vereinzelung, auf schneller, weiter, höher, wer ist der*die Beste. Also überhaupt nicht auf Solidarität, nicht auf Fürsorge. Hier ist Einsamkeit für mich ein Stichwort. Einsamkeit, aus der politischen Perspektive von Hannah Arendt, beschreibt auch Verlassenheit. Aus dem Moment der Polarisierung heraus empfinden Menschen keine Zugehörigkeit mehr, sie empfinden ein Ausgestoßensein. Wir als Kulturinstitutionen können diese Themen verhandeln, und ebenso die größeren politischen Zusammenhänge, aber Revolution können wir nicht alleine machen.

Anna Yeboah:

Ich wünschte, die Kulturinstitutionen würden den Public Health-Auftrag in ihrem Selbstverständnis aufgreifen. Wenn ich aus der Perspektive der Schwarzen Community spreche, ist ein Museum alles andere als der mentalen Gesundheit zuträglich. Wenn ich mit meinen kleinen Geschwistern zum Beispiel ins Technikmuseum oder ins Humboldt Forum gehen würde, dann hätten wir danach ein Krisengespräch, weil es den Kindern schlecht gehen würde. Somit löst sich

das Versprechen von Public Mental Health in Kulturinstitutionen aus meiner Positionierung nicht direkt ein.

Mazda Adli:

Ich finde das so wichtig, was Sie gerade gesagt haben. Das Angebot, das unsere Kultureinrichtungen vorhalten, ist nicht für alle gleichermaßen da und zugänglich. Das ist besonders tragisch, wenn man ausgerechnet vor den Toren einer Kultureinrichtung die Erfahrung von sozialem Ausschluss macht. Denn Kultureinrichtungen gehören zu den gesundheitsprotektiven Ressourcen. Wenn wir uns darüber einig sind, dann können wir diskutieren, wie und für wen dieses Angebot eigentlich verfügbar wird, und wen es vor der Tür stehen lässt. Das sind keine leichten Fragen, auf die es keine schnellen Antworten gibt. Die Zugangswege zu Kultureinrichtungen müssen wir weiter entwickeln. Wenn sie eine positive Wirkung auf unsere Psyche haben, müssen die Wege dorthin für so viele Menschen wie möglich geöffnet werden.

Anna Yeboah:

Eine erste Maßnahme ist natürlich, Kultur kostenlos anzubieten, um die Türen zu öffnen, um auch zu merken, was nicht funktioniert. Aber das ist nicht ausreichend. Wir als *Dekoloniale Erinnerungskultur in der Stadt* haben mit vielen Museen zu tun und ihr Handeln ist teilweise wirklich so verletzend und in den Anfängen begriffen. Da fordere ich, erst mal intern klar Schiff zu machen, bevor man Menschen herinholt, um sie zu traumatisieren.

Magnus Elias Rosengarten:

Wenn wir feststellen, dass Museen Orte sind, in denen man sich um psychische Gesundheit kümmern kann und wo wir zusammenkommen können, dann ist es eben wich-

tig, zu fragen: Wer bestimmt diese Räume wirklich und wer bestimmt diese Inhalte? Wer arbeitet hier? Wer trifft die kuratorischen Entscheidungen, wer organisiert Ausstellungen, welche Künstler*innen werden eingeladen? Was für ein Kunstverständnis vertreten wir? Damit sind wir auch bei ästhetischen Fragen, die elementar sind, wenn wir Orte schaffen wollen, an denen die verschiedensten Communities zusammenkommen. In Deutschland arbeiten hier oftmals weiße Menschen der oberen Mittelschicht, die Kunstgeschichte studiert haben, und ein sehr spezifisches Kunstverständnis und Kanon vertreten. Die UK oder USA sind uns hier um mindestens hundert Jahre voraus. Das ist, glaube ich, der Kern des Problems. Gegenbeispiele gibt es in Berlin aber natürlich auch, insbesondere in der Zusammenarbeit im Kiez. Als ich nach Berlin kam vor fünfzehn Jahren, war das Ballhaus Naunynstraße für mich so ein Ort, in dem ich mich spiegeln konnte, wo meine Geschichten erzählt werden, wo Leute arbeiten und auftreten, die so aussehen wie ich. Das hat nachhaltig Resonanz.

Shermin Langhoff:

Aber das Projekt Ballhaus ist Zufall, also nicht wirklich explizite Politik. Es ist absolut richtig, von bestehenden Kulturinstitutionen, die Ressourcen haben, ganz klar zu erwarten, dass diese Ressourcen nicht nur in einer Bubble, in einer Klientel von gemeinsamen Kulturschatz-Teilenden geteilt werden, sondern dass sie der Allgemeinheit zur Verfügung stehen. Die Vorschläge, die hier kommen, sind total richtig in dem Zusammenhang. Wir müssen aber wahrnehmen, was sehr konkret passiert ist in Berlin.

Nachbar*innenschaftshäuser und andere soziokulturelle Zentren haben ab den 1970er und 1980er Jahren den Ansatz der Kultur für alle vertreten. Wenn man sich das Jugendzentrum Naunynritze und seine Geschichte

anschaut, dann ist in Zusammenarbeit mit dem Ballhaus und anderen benachbarten Institutionen sehr vielfältige Nachbar*innenschaftsarbeit passiert. Zwei Generationen von Jugendlichen aus sogenannten migrantisierten Familien hatten die Möglichkeit, Musik, Tanz, Kultur zu produzieren und aus einigen sind Stars geworden. Es gab die Möglichkeit, jenseits des Bolzens etwas zu rezipieren, zu hören und zu machen.

All das ist abgebaut worden seit den 1990er und 2000er Jahren. Kulturinstitutionen können nicht kompensieren, was an politischer Ressourcenverteilung nicht stattfindet. Sie können nicht aus den bestehenden Etats, die weniger geworden sind, kompensieren. Es ist wichtig, Forderungen an die Kulturinstitutionen zu stellen. Gemeinsam mit den Kulturinstitutionen müssen diese Forderungen an die Politik einer Stadt gestellt werden, um dort zu beklagen, dass in den letzten zwei Jahrzehnten massiv gekürzt worden ist.

Wir hinken in Deutschland wirklich hinterher. Wir können nicht wie in den USA oder Großbritannien auf eine Geschichte postkolonialer Kritik, Praxis und Forderungen als Grundlage zurückgreifen. Noch bis vor zwei Dekaden wurde ich ausgelacht, als ich sagte, dass wir etwas ändern müssen, und dass es genug sei mit diesem Blick auf die Menschen, mit dem Rassismus und der Nichtbeteiligung. Es ist doch Wahnsinn, dass wir über Institutionen reden, die mit öffentlichen Mitteln überhaupt noch bestehen können in dieser Dialektik, in der wir stecken. Es geht viel zu langsam vorwärts mit der Demokratie in unserem Land – das kann man in den Parlamenten sehen, das kann man in den Medien sehen, das kann man in den Parlamenten sehen, das kann man in den Medien, in den Kulturinstitutionen, das kann man eigentlich überall sehen. In Deutschland ist es nicht selbstverständlich, dass eine Stadtgesellschaft sich in

all den Institutionen auf verschiedenen Ebenen dieser Stadt wiederfindet. Eine Selbstverständlichkeit findet nicht statt.

Wir sind in einem kranken Zustand, den muss man heilen, tatsächlich. Aktuell haben wir eher politische Backlashes (Rückschläge). Die Prozesse von Heilung, Fürsorge und Reparatur, die stattgefunden haben, werden als schlimme Political Correctness-Angriffe abgewehrt. Es wird nicht über Demokratie gesprochen, über Partizipation, über Selbstverständlichkeiten. Es geht nämlich hier nicht um Identitätspolitik, es geht um demokratische Politik und eine Wahrnehmung dessen, wie viele wir sind. Und für diese vielen so viele Angebote wie möglich zu machen. So einfach ist es eigentlich.

Diana Mammana, Lea Hartung, Margareta von Oswald, Maryna Markova, Murat Dogan, Ulrike Koch, Remzi Uyguner, Veit Hannemann, Željko Ristić

Ulrike Koch:

In meiner Arbeit geht es darum, Antrag und Wirklichkeit zusammenzubringen. Eine Idee muss in ein Formular passen. Da muss man im formalen Rahmen kreativ sein. Wir nennen das Berichtprosa. Bestimmte Worte müssen fallen. Besonders heftig sind die administrativen Phasen am Anfang und am Ende des Jahres. Man muss seine Arbeit und die Projekte immer wieder neu erfinden. Jedes Jahr.

Diana Mammana:

Wir arbeiten oft mit Menschen, die die Strukturen einer Institution nicht kennen. Sie haben noch nie in ihrem Leben eine Rechnung geschrieben. Dann schicke ich gerne eine Rechnungsvorlage und erkläre, wie man eine Rechnung stellt. Ich finde, das ist legitim, sonst wären viele Kollaborationen nicht möglich.

Remzi Uyguner:

Wir haben unterschiedliche Projekte und machen gleichzeitig politische Arbeit. Die Zeit für politische Arbeit wird nicht bezahlt. Als migrantische Organisation möchten wir aber gehört werden und in unserem Bereich mitbestimmen. Wir sehen also zu, dass wir unsere wertvollen Erfahrungen aus dem Projektbereich in den politischen Bereich übertragen und nutzen.

Veit Hannemann:

Ich bin zwar kein Aktivist, aber als Sozialarbeiter in der Gemeinwesenarbeit politisch involviert. Wenn ich Menschen in der Gesellschaft helfen will, mache ich das auch

wenn es in keinem Leistungsvertrag ausformuliert ist. Außerdem fällt mir gerade der Begriff Emotionsarbeit ein. Dieser Aspekt wird meiner Ansicht nach unter Sozialarbeiter*innen viel zu wenig thematisiert. Im individuellen Gespräch ist man oft mit Emotionen konfrontiert. Aber wenn ich wirklich mitfühle, dann bewege ich mich in einer Risikozone. In solchen Momenten muss ich Theater spielen. Dieses professionelle Theater spielen brauche ich als Selbstschutz und das nennt man Emotionsarbeit. Ich muss irgendwie qualifiziert mit meinen Gefühlen umgehen. Umso mehr brauche ich dann eine Möglichkeit, um diese Emotionen selbst zu verarbeiten. Stichwort Supervision.

Remzi Uyguner:

In meiner Arbeit bei der Antidiskriminierungsberatung im Wohnbereich gehe ich oft ein Risiko im Umgang mit gesetzlichen Grundlagen ein. Wenn ich eine ratsuchende Person in der Beratung habe und sage, dass es keine Wohnung für sie gibt, obwohl eine Diskriminierungserfahrung vor Gericht nachgewiesen werden kann, geht die Person weg. Daher versuche ich zu vermitteln, dass es eine Chance auf eine Wohnung gäbe, wenn ich Druck mache. Das heißt konkret, man würde mit dem Fall an die Öffentlichkeit gehen. Manchmal gibt es dann doch eine verfügbare Wohnung für die Person.

Maryna Markova:

Ich frage mich, wie ich in meiner Arbeit als Leitung des Bereichs Eltern- und Familienbildung bei Yekmal e.V. Räume schaffen kann, die meinen Interessen oder Leidenschaften entsprechen. Ich habe festgestellt, dass die koordinatori-schen Tätigkeiten fast meine ganze Zeit einnehmen. Alles, was mich interessiert, verschwindet.

Margareta von Oswald:

Für mich bedeutet tricksen auch Dinge real erscheinen zu lassen, die möglicherweise nicht real sind. Ich meine, Zauber oder Magie kann sein, was eine Situation verändert, damit man seine Arbeit anders machen kann. In meiner Arbeit als Forscherin an der Universität geht es viel darum, Hierarchien abzubauen. Zwischen unterschiedlichen Formen von Wissen, zwischen Disziplinen, innerhalb der Universität, zwischen unterschiedlichen professionellen Positionen. Wie schafft man es da, dass alle in einem Raum miteinander sprechen, ohne sich unbedingt ihrer Positionen bewusst zu sein? Ich finde online funktioniert das ganz gut. Hier gibt es die Möglichkeit virtuell an einem Tisch zu sitzen und in kleinen Gruppen gemeinsam zu sprechen. Dann sprechen nicht immer nur die Professor*innen.

Željko Ristić:

Es ist interessant, was du gerade zum rhetorischen Tricksen gesagt hast, Margareta. Wir bauen auch manchmal Scheinwelten auf. Wir entwickeln gemeinsam mit den Jugendlichen eine Vision, auf die wir dann zusammen hinarbeiten. Das ist ein Trick, damit sie Energie entwickeln, um sich zu verwirklichen. Sie lernen, bestimmte Regeln einzuhalten und an ein Ziel zu glauben. Wenn die Jugendlichen zum Beispiel eine echte Begeisterung für den sozialen Bereich entwickeln, dann ist das ein Mehrwert für die Gesellschaft. Sie dürfen einfach keine Angst haben zu versagen. Das ist nämlich immer das Problem.

Murat Dogan:

Wir tricksen auch mit Wörtern. In unserer Gesellschaft geht es ja immer um müssen: Du musst zur Schule. Du musst da sein. Du musst abliefern. Du musst arbeiten. Bei uns müssen die Jugendlichen gar nichts. Sie müssen nur eigene

Ideen entwickeln und sich selbst verwirklichen und dann sagen: „Hey, das würde ich gerne machen.“ Sie entscheiden, wie sie ihre auferlegten Sozialstunden ableisten, nicht wir. Wir versuchen die Fähigkeiten des Menschen zu sehen und nicht einzufordern, was gesellschaftlich gewollt ist. Da entstehen echte Beziehungen und das ist heute Gold wert. Viele Jugendliche haben keine gute Beziehung zu ihren Eltern oder zu ihren Lehrer*innen. Aber es gibt eine große Sehnsucht nach Beziehungen und das Bedürfnis in Verbindung mit Menschen zu sein.

Lea Hartung:

Murat, darüber habe ich auch gerade nachgedacht. Schwäche ist kein Defizit. Wir alle haben ja irgendwo Schwächen. Das ist kein Randgruppenproblem.

Carolin Ochs

Wir Sozialarbeitenden, die mit Ämtern zusammenarbeiten, beobachten, dass dieses ganze System der Antragstellungen und die Lücken im Sozialrecht nicht förderlich für die mentale Gesundheit ist; auf keinen Fall. Wenn Menschen Leistungen beantragen müssen, dann ist der ganze Behördenprozess – Anträge stellen, immer und immer wieder neue Dokumente einreichen – ein großer Ursprung für Frustration. Viele Menschen versuchen es gar nicht erst oder geben auf, und stehen letztendlich ohne irgendetwas da.

Psychische Gesundheit könnte gefördert werden, wenn Behörden so arbeiten würden, wie sie arbeiten sollen. Das bedeutet, dass geltendes Recht umgesetzt wird und nicht absurd viele Dokumente gefordert werden, die gar nicht notwendig sind, um den Sachverhalt zu belegen. Eine eidesstattliche Erklärung kann oftmals auch ausreichen.

Es ist problematisch, dass in einem Land wie Deutschland Menschen die Hilfe von Sozialarbeitenden benötigen, um ihr Recht und ihre Ansprüche durchzusetzen. Eigentlich sollten diese Zugänge niedrigschwellig sein. Wenn eine Person bedürftig ist, sollte sie zum Amt gehen können und dort Hilfe bekommen. Aber oftmals funktioniert das nicht und die Menschen brauchen viel Unterstützung von Sozialarbeitenden, die zunächst die Grundsätze und Zugänge des Sozialrechts erklären. So, dass die Menschen wissen, welche Schritte und Unterlagen wichtig sind und auch, was die Behörde fordern darf und was nicht.



Niloufar Tajeri

Ich habe ein sehr gespaltenes Verhältnis zu dem Konzept Zukunft. Das Konzept ist für mich die Grundlage des Wachstumsgedanken in der kapitalistischen Erzählung einer von Fortschritt getriebenen Gesellschaft. Ich sehe das spekulative In-die-Zukunft-Denken als etwas, was uns dazu treibt, zu reduzieren und Komplexitäten auf die Seite zu schieben. Wir müssten uns eigentlich die Gegenwart viel stärker, viel genauer anschauen. Ich nehme hier Bezug auf Boaventura de Sousa Santos Konzept der *erweiterten Gegenwart* und der *komprimierten Zukunft*.

Vieles von dem, was utopisch erscheint, ist in der Gegenwart emergent.

Die Kategorien und die Planungslogiken, mit denen wir in der Gegenwart handeln, sind sehr reduktiv. Wir müssen Strategien oder auch Wörter finden, um unsere Gegenwart zu verstehen, um sie auszuweiten, um sie zu verkomplizieren. Wir müssen uns eigentlich für jede Situation genau überlegen: Was kann gemacht werden und wie, und vor allem, was wird schon gemacht und wie? Und dabei eher auf dem Bestehenden aufbauend und nicht Dinge zur Seite schaffen, um in eine bestimmte Richtung Zukunft zu arbeiten. Ich denke, dass es eigentlich schon alle Lösungen gibt. Diese Lösungen sind auch erprobt und werden schon gedacht und gemacht, im Kleinen. Wir müssen uns viel mehr auf diese Dinge konzentrieren und über ihre Skalierbarkeit nachdenken. Ich finde, der Volksentscheid Tempelhofer Feld ist so eine konkrete Utopie, die sehr zukunftsweisend ist. Eigentlich hätte sie in den letzten zehn Jahren überall wiederholt und skaliert werden müssen. Oder das Beispiel Habersaathstraße, wo eine leerstehende Wohnanlage von Aktivist*innen nutzbar gemacht wurde für wohnungslose Personen. Diese Utopie müsste unterstützt werden. Statt-

dessen hat der grüne Stadtbaurat gerade die Abrisserklärung unterschrieben.

Das sind die Stellschrauben. Wir beobachten Dinge, wo wir sagen könnten: Hier haben wir schon eine Utopie, hier haben wir gelebte, zukunftsweisende, nachhaltige, sozial gerechte Handlungen. Diese müssten eigentlich verstärkt werden, aber sie werden heute real zerstört. Wir sollten dieser Gegenwart viel mehr Aufmerksamkeit schenken, denn in der Gegenwart verbirgt sich die Utopie.



Andreas Heinz, Kim Wichera, Kirsten Schubert,
Michael Bosnjak, Norma Kusserow, Tzoa, Ulrike Kluge

Andreas Heinz:

Deutschland hat ein sehr gut ausgebildetes Gesundheitssystem im nationalen und internationalen Vergleich. Einer Statistik von The Economist folgend ist Deutschland in Europa auf Platz eins. Das ist nicht ganz unberechtigt. Es ist so, dass es fast kein Land der Welt gibt, wo Psychotherapie von den Kassen bezahlt wird, auch wenn es eine große Diskussion gibt, ob das genug ist. Deutschland hat ein gut ausgebautes stationäres System, auch wenn das oft als Geldverschwendung kritisiert wird. Aber wenn man sich Berlin anschaut, haben wir auf den Stationen zwischen zehn und dreißig Prozent Obdachlose oder Patient*innen ohne Wohnung. Ohne stationäre Hilfe sind diese Menschen kaum behandelbar. Und es gibt auch Schwerkranke, die froh sind, wenn sie einmal aus ihrer Familie herauskommen. Es gibt ein ausgebildetes Netz von Niedergelassenen, die sagen, sie bekommen pro Patient*in zu wenig Geld. Aber immerhin gibt es dieses Angebot! Es gibt besser finanzierte Ambulanzen an den Krankenhäusern, und es gibt ein reichhaltiges Angebot an Beratungsstellen, auch wenn sie gekürzt worden sind in den letzten Jahrzehnten.

Michael Bosnjak:

Im Robert Koch-Institut beschäftigen wir uns schon seit vielen Jahren mit dem Bereich der psychischen Gesundheit. 2019 gab es den politischen Auftrag, sich mit der sogenannten *Mental Health Surveillance* zu beschäftigen. Das bedeutete, Indikatoren der psychischen Gesundheit für Deutschland zu entwickeln, die international vergleichbar sind. Wir haben uns auf circa sechzig Indikatoren geeinigt, die sich in vier Bereiche unterteilen lassen: Erstens die Ein-

flussfaktoren auf die psychische Gesundheit, zweitens die Zustände des Wohlbefindens, also psychische Gesundheit und psychische Störungen, drittens die Versorgungsstrukturen, und viertens die Konsequenzen psychischer Gesundheit.

Im internationalen und europäischen Vergleich steht Deutschland recht gut da, im oberen Drittel, ist allerdings nicht auf demselben Niveau wie die skandinavischen Länder. In Bezug auf die Versorgungslage spezifisch beobachten wir, dass sie sich insgesamt verbessert, und dass die Politik sehr aufmerksam ist im Hinblick auf die Versorgung der Bevölkerung. Es gibt entsprechende gesetzliche Grundlagen und konkrete Umsetzungen, zum Beispiel, Psychotherapie als Masterstudiengang zu etablieren, die das allgemeine Ziel widerspiegeln, die Versorgung der Bevölkerung zu verbessern.

Norma Kusserow:

Im Land Berlin hatten wir eine große Entwicklung, was den Kontext psychische Gesundheit angeht. Ausschlaggebend war die Enthospitalisierung ab 1975. Ausgehend von der Versorgungsseite hat sich das Land Berlin in den folgenden Jahren insbesondere damit auseinandergesetzt, wie für Menschen, die psychisch belastet oder erkrankt sind, Hilfe und Unterstützungsangebote geschaffen werden können, die nicht im Kontext Klinik verortet sind. Mittlerweile ist das Versorgungssystem in Berlin sehr ausdifferenziert. Berlin kann zu Recht stolz auf sich sein, dass wir ein Versorgungssystem mit verschiedenen Facetten haben.

Bei uns in der Berliner Senatsverwaltung für Wissenschaft, Gesundheit, Pflege und Gleichstellung betrachten wir keine Einzelfälle, sondern ein Kollektiv, die Berliner Bevölkerung. Uns ist es da wichtig, die psychische Gesundheit der Berliner Bevölkerung zu stärken, zu verbessern, zu

erhalten. Wir möchten ein Versorgungssystem anbieten, das sich auf einen Menschen mit einem schweren, komplexen Hilfebedarf ausrichtet. Wenn diesem Menschen geholfen wird, dann haben wir ein gutes Versorgungssystem.

Ulrike Kluge:

Es findet in Berlin sehr viel statt im Bereich der mentalen Gesundheit, auch sehr viel Gutes, insbesondere im Zusammenhang mit der Stadtgesellschaft. Ich habe trotzdem das Gefühl, dass es so schön wäre, wenn staatliche und nicht-staatliche, formelle und informelle Institutionen und Infrastrukturen noch mehr miteinander ins Gespräch kommen könnten – in eine gemeinsame Aushandlung, wie wir mentale Gesundheit und Gesundheitsversorgung für alle in Berlin lebenden ermöglichen. Ich würde mir wünschen, dass wir mehr Raum hätten, um darüber zu debattieren, für Konflikte, Diskussionen im professionellen Kontext, aber auch mit der Zivil- und Stadtgesellschaft möglich zu machen. Ich glaube, über Aushandlungen von Spannungen kommen wir manchmal auf bessere und zielführende Ideen, als wenn wir Spannungen und Konflikte verschieben.

Andreas Heinz:

Das System arbeitet nicht so gut zusammen, wie man sich das wünschen würde. All die Bestandteile haben viele Reibungspunkte untereinander – zwischen niedergelassenen Psychotherapeut*innen, Krankenhäusern, Ambulanzen. Ich würde mir eine viel stärkere Vernetzung und Austausch wünschen. In einem Bezirk wie Berlin-Mitte mit 300.000 Einwohner*innen gibt es 200 Beratungsstellen, Ambulanzen, Praxen, Krankenhäuser, die alle unterschiedliche Angebote machen und die oft überhaupt nichts voneinander wissen. Wenn der Austausch leichter wäre, und wenn man für die Vernetzung Geld erhalten würde, würde das

schon zur Verbesserung des Versorgungssystems führen. Außerdem bräuchten wir Stadtteilgesundheitszentren, die möglichst von den Menschen aus den Communities betrieben werden. Man müsste gucken, wie man die Vernetzung organisiert, wie man sich miteinander verbindet und wie die Gesundheitsinformationen weitergegeben werden, damit die vielfältigen Beratungsstellen, die Berlin anbietet, vernetzt an die Menschen herangetragen werden können.

Kirsten Schubert:

Wir gehen davon aus, dass wo man wohnt wichtig ist für die Menschen. Wir sind soziale Wesen, die Gemeinschaft um uns herum brauchen. Der Ort, wo wir wohnen, prägt uns. Es ist wichtig, einen guten Kiez, eine gute Nachbar*innenschaft zu haben, in der man sich wohlfühlt, in der man ein Netzwerk hat, wahrgenommen wird, in dem sich gegenseitig geholfen wird.

Es besteht ein starker Zusammenhang zwischen der Struktur im Stadtteil und der eigenen Gesundheit. Studien zeigen, dass die Gesundheit schlechter ist, wenn man in einem Stadtteil wohnt, wo die allgemeine Gesundheit schlechter ist. Wie gesund oder krank ich bin, hängt also von meiner Umgebung und den Menschen, mit denen ich lebe in meiner Nachbar*innenschaft ab. Wir möchten deswegen unseren Stadtteil verändern, um mit Menschen gemeinsam für ein gutes Leben zu kämpfen.

Deswegen haben wir in Berlin-Neukölln das Stadtteilgesundheitszentrum gegründet, die letzten acht Jahre ehrenamtlich aufgebaut. Hier praktiziere ich als Hausärztin, also als Fachärztin für Allgemeinmedizin. Der Unterschied zu einer anderen ärztlichen Versorgung ist, dass wir verschiedene Beratungsangebote direkt im Haus haben, also Sozialberatung, psychologische Beratung, Pflege- und Gesundheitsberatung. Wir haben eine Kinderärzt*innen-

praxis nebenan, verschiedene andere Beratungsangebote und ein Café, das Platz für Treffen und Selbstorganisation bieten soll. Wir verstehen uns explizit als Stadtteilgesundheitszentrum. Das heißt, wir machen auch Stadtteilarbeit und sind sehr verbunden mit dem Stadtteil hier in Neukölln.

Ulrike Kluge:

Es gibt seitens bestimmter Akteursgruppen eine große Kritik an vielen staatlichen Institutionen im Versorgungssystem, da sie real oder in einer Zuschreibung die adäquate, partizipativ inklusiv gedachte Erwartungen an Care Communities nicht erfüllen, beziehungsweise bislang nicht erfüllen können. Wenn ich als jemand, die in einer staatlichen Institution arbeitet, auf nichtstaatliche NGOs und die informellen Infrastrukturen schaue, dann denke ich immer, dass es schön wäre, wenn wir transparent machen könnten, wer welche Ziele hat. Ich würde gerne eine Karte anfertigen, anhand der Frage, welche Bedarfe es in dieser Stadt gibt, an informellen und formellen Angeboten. Welche Einschlüsse wünschen wir uns? Wo identifizieren wir welche Ausschlüsse? Und wer kann darin eigentlich etwas tun, wer ist in der Lage, welche Bedarfe zu erfüllen? Wie kann dann eine Kooperation stattfinden? Wie können wir enger verzahnen zwischen formellen und informellen Infrastrukturen, und wie kann dann jede*r darin auch die eigenen Grenzen benennen?

Für den psychosozialen Bereich ist es uns als Charité zum Beispiel über die letzten Jahre gelungen, mit dem Zentrum ÜBERLEBEN und mit XENION, staatliche und NGO-Praxen- und Infrastrukturen und deren jeweilige Logiken zusammenzubringen, die sich oft dichotom oder quasi oppositionell gegenübergestanden haben. Im Zentrum ÜBERLEBEN gibt es heute ein umfangreiches tagesklinisches Angebot. Die dafür notwendigen Betten, die Teil

des Berliner Bettenplans für Mitte und damit der Charité Psychiatrie am Campus Mitte zugeordnet sind, diese Betten stehen im Zentrum ÜBERLEBEN für Patient*innen mit Folter- und Kriegserfahrungen zur Verfügung. Wie die Charité ist das Zentrum ÜBERLEBEN ebenfalls in Mitte lokalisiert. Das ist eine wunderbare Entwicklung, die es dem Zentrum ermöglicht, tagesklinische Angebote über die Krankenkassen abzurechnen. Sie sind damit Teil der staatlichen, kassenfinanzierten Regelversorgung. Ein wichtiger Schritt, um für diese Personengruppe qualitativ egalitäre Versorgung anzubieten.

Kim Wichera:

Ich arbeite seit 2005 in der Kriseneinrichtung Weglaufhaus – Villa Stöckle, einer einzigartigen Institution in Deutschland, in der Menschen abseits der Psychiatrie und des Systems leben können. Ich erlebe seit 2005, wie sich die soziale Situation für viele Menschen zugespitzt hat, und wie sich dadurch auch persönliche Krisen zugespitzt haben. Die Schere zwischen Arm und Reich hat sich extrem aufgefächert und vergrößert. Die Wohnungsnot in Berlin ist extrem, und gleichzeitig zu dieser Not gibt es eine finanzielle, ökonomische Not.

Auf der Ebene von sozialen Einrichtungen wird aber nicht als Konsequenz dieser Entwicklungen aufgestockt, sondern es wurde gekürzt. Von den fünf Kriseneinrichtungen, die es gab, existieren mittlerweile nur noch zwei, weil alle anderen sich ökonomisch nicht tragen konnten aufgrund von schwierigen Auseinandersetzungen mit dem Berliner Senat und der Finanzkostensituation. Während es früher sechzig bis siebzig Plätze gab für ganz Berlin, sind es mittlerweile nur noch einunddreißig. Für mich ist es fraglos, dass es die Notwendigkeit solcher Einrichtungen innerhalb Berlins gibt.

Diese Entwicklung finde ich auch deswegen beängstigend, weil die Wirksamkeit der Methoden der Psychiatrie immer mehr infrage gestellt wird. Ich war am Wochenende auf der Konferenz der Deutschen Gesellschaft für Soziale Psychiatrie. Ergebnisse einer Metastudie wurden vorgestellt und haben gezeigt, dass sowohl Psychotherapie wie auch Psychopharmaka nur zu circa dreißig Prozent wirken. Mit so einer Zahl kommt man eigentlich zu dem Schluss, dass die eigene Tätigkeit als Psychiater*in da nicht wirksam ist. Also zu siebzig Prozent hat das, was in Psychiatrien getan wird, keine Wirkung auf das Erleben und das Leben der Menschen, die sich dort aufhalten und behandelt werden.

Ich würde daraus nicht folgern, dass sich das Weglaufhaus vermehren muss, und ganz viele Weglaufhäuser in Berlin existieren müssen. Ich würde mir eher wünschen, dass es viele Antworten gibt auf die Frage, wie wir eigentlich unterstützen können. Es braucht mehr Offenheit, etwas auszuprobieren und zwar aufbauend auf dem Prinzip, dass die Rechte der Menschen, die unterstützt werden, anerkannt werden. Das sollte die Grundlage sein.

Ulrike Kluge:

Die Versorgung für Menschen mit Flucht- und Migrationserfahrungen kann man eigentlich nicht Berlin-spezifisch betrachten, sondern muss jeweils einen europäischen, einen globalen Blick einnehmen. Man muss niemanden erzählen, dass die Gesundheitsversorgung gerade für Menschen mit Flucht- und Migrationserfahrungen keine gute ist. Die aktuelle Asyl- und Fluchtpolitik erschwert ganz basale Dinge wie Ankommen oder ein Leben in einem neuen Umfeld zu beginnen. Gestern wurde ich bei einem Vortrag darum gebeten, mich zu interkultureller Kommunikation im Zusammenhang von Fluchtmigration und psychischer

Gesundheit zu äußern. Ich kann das aber gar nicht tun, weil das quasi Punkt fünf ist. Punkt eins für ein Verständnis ist, dass die Konflikte im Versorgungssystem vielfach daraus entstehen, dass die Lebensrealitäten von Geflüchteten oft so prekär und problematisch sind, dass wir als Professionelle erst ganz basale Unterstützungsangebote machen, beziehungsweise ein Ankommen ermöglichen, bevor die Bearbeitung der eigentlichen psychischen Belastungen möglich ist. Das geht vielfach natürlich miteinander einher. Aber die Arbeit mit vulnerabilisierten, gesellschaftlich marginalisierten Gruppen stellt besondere Anforderungen an psychotherapeutisches Arbeiten. Wir erleben als Therapeut*innen unsere eigene Ohnmacht, wenn die Lebensrealität der Geflüchteten so prekär ist, dass eine Traumatherapie (noch) nicht indiziert ist. Denn hierfür benötigt man/frau in irgendeiner Weise ein Gefühl von einem halbwegs stabilen Ort, das Gefühl, dass man angekommen ist, beziehungsweise ankommen kann. Die Situation der ukrainischen Geflüchteten ist ein gutes Beispiel dafür, was es heißen kann, wenn die aufnehmende Gesellschaft Räume für das Ankommen bietet. Das sollte für alle Geflüchteten möglich sein. Aber die Realität ist eine andere, zum Beispiel für Geflüchtete aus Afghanistan, oder nehmen wir die Situation der Geflüchteten aus dem ehemaligen Jugoslawien in den letzten dreißig Jahren. Damals mussten jene Geflüchteten einmal im Monat zur Ausländerbehörde gehen und konnten ihre Aussetzung auf Abschiebung um einen Monat erneuern. In einer solch prekären Lebensrealität und sich kontinuierlich wiederholenden Ausnahmesituation, in einem solchen Krisenmodus kann zwar traumatherapeutische Krisenintervention stattfinden, aber eine Bearbeitung der Erfahrungen an einem als schützend erlebten Ort ist so kaum möglich. Nicht die Stadt, sondern politische und juristische Realitäten am Herkunfts- und am Aufnahmeort

führen zu Lebensrealitäten, die psychisch belastend sind. Wir sind vielfach noch weit entfernt davon, gleichberechtigte Angebote zu schaffen, die die Realität, die Narrative und die Biografien der Geflüchteten gut adressieren.

Andreas Heinz:

Eine Baustelle in Berlin ist kulturelle Sensibilität. Berlin hat in vielen Stadtbezirken ungefähr fünfzig Prozent der Bevölkerung mit Migrationshintergrund unterschiedlichster Art. Eine Kollegin hat in Berlin-Mitte die Beratungsstellen befragt. Von denen sagte ungefähr die Hälfte sie hätten kein Problem mit kultureller Diversität, weil es ja hier so wenig Migrant*innen gäbe. Sie sagen, sie hätten an ihrem Angebot seit dreißig Jahren nichts geändert. Es wird deutsch gesprochen und es gäbe fast nur deutsch-deutsche Mitarbeitende. Es gab dort also weder kulturelle noch sprachliche Diversität unter den Mitarbeitenden, und das ist absurd. In einem Stadtteil wie Mitte mit mindestens fünfzig Prozent Menschen unterschiedlichster Herkunft und Tradition sollte das Angebot eigentlich besonders sensibel sein. Man müsste kulturelle Diversität als Zulassungskriterium auch bei den niedergelassenen Psychotherapeut*innen einführen. Wir haben einen Mangel an muttersprachlichen oder zumindest fremdsprachlich begabten, ausgebildeten Therapeut*innen. Die Krankenkassen finanzieren außerdem bisher nicht die Leistungen von Dolmetscher*innen und Kulturvermittler*innen.

Tzoa:

Viele Menschen kommen zu uns ins Casa Kuà, mit der Frage, wo sie hingehen können, zu welchen Therapeut*innen oder Ärzt*innen; wo sie sich sicher fühlen können; wo zumindest ein Bewusstsein da ist für Rassismus oder trans*Feindlichkeit. Das ist immer sehr schwierig. Natürlich gibt es ein paar

in Berlin, die wir empfehlen können, aber die haben meistens keine Kapazitäten mehr. Ich weiß selbst nicht, zu wem ich gehen soll. Es gibt Listen auch von anderen Organisationen hier in Berlin mit Ärzt*innen und Therapeut*innen, die empfohlen werden. Aber eine trans*freundliche Therapeut*in kann zum Beispiel Rassismus reproduzieren. Wenn eine trans*männliche Person sich wohlfühlt bei einem Therapeuten, heißt das nicht, dass eine trans*weibliche Person sich dort wohlfühlt. Es gibt sehr viele verschiedene Ebenen und Faktoren, die da zusammenkommen. Deshalb geht es uns oft darum, Leute zu unterstützen, wie sie das System navigieren können. Vorausgesetzt, sie haben überhaupt Zugang zum Gesundheitssystem. Viele Menschen, die zu uns kommen, haben keine Papiere und sind illegalisiert, und haben überhaupt keinen Zugang. Es gibt so viele Ebenen, wie Leute aus dem Gesundheitssystem ausgeschlossen werden, offiziell oder inoffiziell. Wir können da leider nicht immer etwas dran ändern. Aber wir können Unterstützung anbieten.



hn. Iyonga, Kerstin Kühn, Veit Hannemann, Željko Ristič

Veit Hannemann:

Ich habe immer die Schwierigkeit zu selektieren, worauf ich mich wirklich intensiver einlassen kann. Dazu finde ich im Museum selten eine Orientierungshilfe. Vielleicht müsste es in Zukunft sozial-kulturelle Arbeit geben im Museum, die eine Brücke nach außen, zum Beispiel zu sozialen Einrichtungen schlägt.

Kerstin Kühn:

Wir arbeiten viel mit Migrant*innen und wir arbeiten mit dem Konzept der einfachen deutschen Sprache. Führungen in einfacher deutscher Sprache würden Zugänge schaffen.

Željko Ristič:

Der Gropius Bau liegt in einem der sozial schwächsten Bereiche Berlins, mittendrin ein Palast der Hochkultur. Das Gebäude löst schon Ausgrenzung aus. Es ist natürlich leichter, wenn dann Beziehungsarbeit gemacht wird. Wenn es einen Kontakt zu einem Menschen gibt, den du wertschätzt. Dann hast du sofort auch eine positive Assoziation zum Gebäude. Es ist angenehmer dahin zu kommen. Man freut sich, wenn man die Menschen sieht, dann kommt man gerne rein. Wie nachhaltig das sein kann, das muss man noch ausarbeiten.

Kerstin Kühn:

Ich glaube, der Lichthof ist ein Anfang, um Schwellen abzubauen. Aber wenn ich dann sofort wieder blockiert werde vom Sicherheitspersonal, wird diese Niedrigschwelligkeit wieder zurückgenommen.

hn. Iyonga:

Kann die Idee eines Resonanzraums als etwas Umfassendes betrachtet werden, als ein Raum, der über seine eigenen Grenzen hinaus existiert, als ein Raum, der sich in seiner Bedeutung und Funktion verändert, je nachdem, wer sich in ihm befindet? Im Gegensatz zu einer verengten Vorstellung von einem resonanten Raum als etwas, das sich an die Ausstellung anschließt und etwas ergänzendes bleibt, würde meine Frage für die Untersuchung eines solchen Raums lauten: Kann er Dinge fassen, die gleichzeitig weich und intensiv sind; Dinge, mit denen wir alle verbunden sind, wie die Erde, zu der wir alle zurückkehren sollten, die Ungleichheit, mit der wir jeden Tag konfrontiert sind, aber auch die herzlichen Gefühle, die wir für unsere Freunde und Verwandten empfinden; was bedeutet es, sich in einem solchen Raum damit zu beschäftigen?

Wie kann der Boden, ausgehend von unserer Praxis in den Gärten, ein Ausgangspunkt sein für etwas, das jeder versteht, wie kann der Boden zu Sprache werden, zu einer Grundsprache, die wir alle im Innersten verstehen?

Meine Überlegungen zu einem potentiellen Resonanzraum lassen sich in einem einzigen Gedanken zusammenfassen: ein weicher Raum. Ich meine damit einen Ort, einen Raum oder eine Idee von einem Raum, der kein Nachtrag ist, kein Appetitanreger oder Zusatz, sondern einer, der für sich selbst steht. Es ist ein verletzlicher und verletzbarer Raum, in dem kollektive Sehnsüchte geteilt, diskutiert und vertieft werden können. Es ist ein Raum, der über sich selbst hinauswächst und die Stimmen der ihn umgebenden Gemeinschaften einbezieht, und zwar nicht durch Vereinnahmung oder Ausbeutung, sondern durch die Wertschätzung der Gemeinschaften als wertvoll, bedeutsam und erforderlich. Es ist ein Ort, an dem alle gleichberechtigt mit am Tisch sitzen.

Veit Hannemann:

Der Resonanzraum im Gropius Bau wirkt auf mich sehr nüchtern. Ich habe eigentlich das Bedürfnis, irgendwie erst einmal eine Weile zu versinken und nachzudenken oder zu gucken, was der Raum bei mir auslöst. Oder ich will mit anderen ins Gespräch kommen, eine gemeinsame Resonanz erleben, oder mit jemandem in Resonanz gehen über etwas, das ich hier gerade erlebt habe. Da stellt sich mir die Frage, wie das ermöglicht oder erleichtert werden kann.

Željko Ristić:

Ich fühlte mich verloren im Resonanzraum, weil es so kalt war. Es war zu voll und trotzdem nicht persönlich. Ich war zwar drinnen, aber suchte irgendwie jemanden, wo ich Halt finden konnte und habe nichts gefunden, was mir gehörte oder etwas, wo ich mich wiedererkennen konnte.

Kerstin Kühn:

Ich denke, der Ausschank des Kräutertees war ein guter Begegnungspunkt.

Christine Wong Yap

Was gibt Ihnen ein Gefühl von Zugehörigkeit? Tiefgehende Gespräche mit Freund*innen? Ein Stadtteilstadtteilfest zu veranstalten oder daran teilzunehmen? Freiwilligenarbeit? Jemandem zu helfen? Könnten Sie anderen einen Einblick in diese Aktivitäten der Zugehörigkeit geben?

Als bildende Künstlerin und aus einer sozialen Praxis heraus entwickle ich Projekte, um mit Communities in Kontakt zu treten und von ihnen zu lernen. Dabei wende ich kreative Wege an, lokales Wissen zu sammeln und zu verbreiten. Ich lade Teilnehmer*innen zur Selbstreflexion oder dazu ein, eine soziale Verbindung einzugehen, um ihre Handlungsfähigkeit und emotionale Intelligenz zu stärken. Indem ich diese Forschung in meinem künstlerischen Schaffen auf sorgsame Art darstelle, hoffe ich, in Anlehnung an das Prinzip des *each one, teach one* (sinngemäß Wissen von Person zu Person weitergeben) des radikalen Pädagogen Paulo Freire einen ästhetischen Prozess anzustoßen.

Meine Arbeit ist von Positiver Psychologie genauso beeinflusst wie von dem Prinzip, das Positive zu bekräftigen. Innerhalb der letzten fünf Jahre habe ich verschiedene Workshops zum Thema Zugehörigkeit in den USA organisiert. Dieses Jahr habe ich als *Mindscapes* Artist in Residence at large Workshops in Berlin, New York, Bangalore und Tokyo durchgeführt. Aus jedem Workshop sind Anleitungen für Aktivitäten hervorgegangen, die individuelles und lokales Erleben von Zugehörigkeit widerspiegeln. Diese Anleitungen habe ich zu einer Reihe aus vier Zines zusammengefasst, die nun eine mehrsprachige Wissensdatenbank aus selbst entwickelten Aktivitäten darstellen und aus der ein internationaler Zine-Austausch entstanden ist.

In Berlin habe ich mit Margareta von Oswald, *Mindscapes* Curatorial Research Fellow und Lea Hartung, Lei-

tung der Community-Projekte des Programmreferats der Zentral- und Landesbibliothek Berlin zusammengearbeitet. Die Prozesse in meinem Engagement mit Communities sind zwar immer kollaborativer Art, in anderen Kontexten und Sprachen baue ich aber umso mehr auf Zusammenarbeit, denn Zugehörigkeit zu beschreiben ist schon eine Herausforderung, wenn dieselbe Sprache gesprochen wird. Lea und Margareta waren als Ko-Organisatorinnen und Übersetzerinnen in dieser Hinsicht unheimlich wichtig.

Die drei Workshops richteten sich an Neuntklässler*innen einer Schule in Marzahn-Hellersdorf und Migrant*innen, Senior*innen und Bewohner*innen der Community im Nachbarschaftsgarten Kreuzberg sowie an Besucher*innen der Amerika-Gedenkbibliothek. Die Teilnehmer*innen wählten jeweils aus, ob sie mit ihren Initialen, ihrem Vornamen oder dem vollen Namen angesprochen werden wollten.

Zugehörigkeit verstehe ich in Anlehnung an Brené Brown (2017) und Susie B. Wise (2022) als etwas, das aus bestimmten Kategorien des Erlebens entsteht: Ein Ort, an dem man sich sicher fühlt; ein Ritual, das ein Gefühl der Verbundenheit entstehen lässt; eine Rolle, mit der man zu etwas beiträgt; ein System oder eine Praxis, in der man sich respektiert fühlt; Kommunikation, in der man sich gesehen und gehört fühlt; und/oder die Entscheidung, sich selbst treu zu sein. Dieses Verständnis von Zugehörigkeit war auch Grundlage für die Workshops. Die Teilnehmer*innen identifizierten mittels Brainstorming und Schreibtechniken zur Selbstreflexion ein für sie prägendes Erlebnis und gestalteten dazu dann einen Activity Guide mit Zeichnungen. Diese Aktivitäten zeugten davon, wie sich Vorstellungen des Dazugehörens zwischen den Polen individuell und sozial, Ortsansässige*r und Berliner*in und dem eher Universellen bewegen. Zudem reflektierten sie die vielschichtige, komplizierte Beschaffenheit von Zugehörigkeit selbst.

Viele Erwachsene beschrieben gemeinsames Essen als eine erfüllende Art und Weise, soziale Verbindungen einzugehen. Für Teenager*innen kann das Abhängen mit Freund*innen fast existenziell werden, da es auf einer tiefgreifenden, entwicklungspsychologischen Ebene Bestätigung gibt. Soziale Verbindungen nähren ein Gefühl der Vollständigkeit und zeigen die grundlegende gegenseitige Abhängigkeit und Verbundenheit der Menschen auf.

Für Neuankömmlinge ist der Anschluss an ein soziales Netzwerk der Schlüssel, der viele weitere Türen öffnet. Srour Alsour nahm an den Aktivitäten eines Nachbarschaftshauses teil, um eine gemeinsame Sprache zu erlernen und engagierte sich innerhalb der Community, während Arora Freund*innen beriet, die zu Besuch waren und die sie in anderen Projekten der Bibliothek kennengelernt hatte. Dieses Netzwerk ist nicht nur etwas Angenehmes, es ist sogar zentraler Aspekt der mentalen Gesundheit: Es stärkt die individuelle Perspektive von ich bin wichtig.

Andere finden in der Langfristigkeit starke Wurzeln. Der achtzigjährige Karl Weiner betrachtet die Gartenkolonie am Flughafen als generationenübergreifendes, interdependentes Netzwerk. Nähe, gemeinsame Interessen und Veranstaltungen sind Möglichkeiten, sich gesehen, gehört und bekannt zu fühlen; etwas, das Jahre oder sogar Jahrzehnte überdauern kann.

Auch Dienstleistungen verbinden uns. Uwe Flamme findet in der Freiwilligenarbeit und darin Sinn, den Nachbarschaftsgarten Kreuzberg mit sachkundiger Tischler*innenarbeit zu unterstützen. So gesehen bedeutet Zugehörigkeit, in ein soziales Gewebe eingebunden zu sein, in dem Individuum und Gesellschaft voneinander unterschieden werden können, aber nicht voneinander getrennt sind.

Zugehörigkeit wird von Individuen empfunden und ist höchst subjektiv. Gleichzeitig kann Zugehörigkeit ein pro-

soziales Ziel sein, das der Ausrichtung institutioneller Strukturen zugrunde liegt. Indem Räume geschaffen werden, in denen Teilnehmer*innen sich der Selbstreflexion widmen können, und indem ihr Wissen einem größeren Publikum zugänglich gemacht wird, erweitern wir die Möglichkeiten zu verstehen, wie wir Zugehörigkeit für uns selbst und für andere im Alltag sowie in umfassenderen Systemen schaffen und aufrechterhalten können.

Wise, Susie B. 2022: Design for Belonging: How to Build Inclusion and Collaboration in Your Communities. Berkeley: Ten Speed Press.

Brown, Brené 2017: Braving the Wilderness. The Quest for True Belonging and the Courage to Stand Alone. New York: Random House.

Alina Georgescu ist eine queere, nicht-binäre/fluide Person of Colour, gelernte*r Bootsbauer*in, Bildungs- und Erziehungswissenschaftler*in, Reiki-Energieheiler*in und seit 2018 Berater*in beim Antidiskriminierungsnetzwerk des Türkischen Bund Berlin-Brandenburg.

Andreas Heinz ist Professor für Psychiatrie und Direktor der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie an der Charité – Universitätsmedizin Berlin, Campus Mitte.

Anna Yeboah ist die Gesamtkoordinatorin des Projekts *Dekoloniale Erinnerungskultur in der Stadt* in Berlin.

Beatrice von Bismarck ist Kunsthistorikerin, Kuratorin und Publizistin. Sie ist Professorin für Kunstgeschichte und Bildwissenschaften an der Hochschule für Grafik und Buchkunst Leipzig.

Bitsy Knox lebt und arbeitet als Künstlerin, Dichterin und Radiomacherin in Berlin. Ihre Sendung *Something Like* läuft seit 2019 auf Cashmere Radio und 96.5 CHFR Hornby Island Community Radio in British Columbia, Canada.

Carl Luis Lange studiert Musikwissenschaft und Europäische Ethnologie an der Humboldt-Universität zu Berlin. Als Teil von *Mindscales* hat er die Radioshow *Intimate Connections* gestaltet, und das Seminar *Reparatur, Brüche, Teilungen. Die Geschichten und Gegenwarten des Gropius Bau* technisch betreut.

Carolin Ochs ist Sozialarbeiterin und berät seit 2015 Menschen ohne Krankenversicherung zu ihren Zugängen zum deutschen Gesundheitssystem, aktuell bei der Clearingstelle für nicht-krankenversicherte Menschen.

Christine Wong Yap ist bildende Künstlerin, die sich in ihrer Arbeit mit dem ästhetischen Potential von sozialen Beziehungen beschäftigt. Sie bezieht Gemeinschaften in Prozesse partizipativer Forschung ein, um Dimensionen des psychologischen Wohlbefindens wie Resilienz und Zugehörigkeit zu erforschen.

Danielle Olsen ist Cultural Partnerships Lead bei Wellcome. Sie ist Produzentin, Kuratorin, Filmemacherin und Schriftstellerin.

Deiara Kouto ist Designerin und Forscherin. In ihrer Forschung untersucht sie die Produktion von Geschichte und Designkulturen in westafrikanischen und europäischen Kontexten. Aktuell arbeitet sie als Outreach Assistentin am Gropius Bau.

Diana Mammana ist Kulturwissenschaftlerin und Kuratorin.

Dilay Dagdelen leitet das Familienzentrum des kurdischen Elternvereins Yekmal e.V. in Berlin-Kreuzberg.

Felicia Boma Lazaridou ist Psychologin, Doktorandin an der Charité – Universitätsmedizin Berlin und wissenschaftliche Mitarbeiterin im Nationalen Diskriminierungs- und Rassismusmonitor am Deutschen Zentrum für Integrations- und Migrationsforschung.

Die Feministische Gesundheitsrecherchegruppe (FGRG) entwickelt als künstlerisches Forschungsprojekt seit 2015 Ausstellungen, Workshops und gibt Hefte heraus. Ihre Praxis zielt darauf ab, selbstermächtigende Perspektiven auf die Gesundheitsversorgung zu entwickeln. Gegenwärtig besteht die FGRG aus Inga Zimprich, Künstlerin, Taubblindenassistentin und Mutter, und Julia Bonn, Künstlerin, Körperarbeiterin und Mutter.

Franziska Anastasia Lentos ist Kulturarbeiterin und studiert Raumstrategien an der weißensee kunsthochschule berlin. Als Teil von *Mindscales* hat sie an der filmischen Forschung über mentale Gesundheit in Berlin gemeinsam mit Jan Stöckel, Margareta von Oswald und Nassim Mehran gearbeitet.

Gülcan Nitsch ist Gründerin und Leiterin des gemeinnützigen Vereins Yeşil Çember ökologisch interkulturell (Jeschil Tschember, türkisch für Grüner Kreis). Der Verein setzt sich für ein barrierefreie Umweltbildung ein, die für alle Bürger*innen in Deutschland zugänglich ist.

hn. lyonga arbeitet als queerer BPoC Kurator und Autor an der Schnittstelle von postkolonialer Literatur und kritischer race theory. Sein Interesse gilt dem anti-Schwarzen Rassismus, der Sprache in der Schwarzen spekulativen Fiktion und der Fixierung von Land als Infrastruktur.

Jan Stöckel ist Dokumentarfilmemacher und Anthropologe. Als Teil von *Mindscapes* hat er an der filmischen Forschung über mentale Gesundheit in Berlin gemeinsam mit Franziska Lentes, Margareta von Oswald und Nassim Mehran gearbeitet.

Kader Attia ist Künstler und Kurator, dessen langfristige Forschung und künstlerische Praxis sich um die Idee der Reparatur dreht.

Katrin Dinges ist Künstlerin, Kunst- und Kulturvermittlerin und Lyrikerin.

Kerstin Kühn ist ehrenamtliche Mitarbeiterin in der Willkommensgemeinde St. Lukas in Berlin.

Kim Wichera ist ein*e in Berlin lebende Künstler*in, und arbeitet im Weglaufhaus, einer anti-psychiatrischen Einrichtung in Berlin.

Kirsten Schubert ist Fachärztin für Allgemeinmedizin. Sie hat das Geko Stadtteil-Gesundheits-Zentrum in Berlin-Neukölln mitgegründet und arbeitet dort.

Lea Hartung arbeitet in der Zentral- und Landesbibliothek Berlin. Am Standort Kreuzberg ist sie für Outreach und Community Projekte zuständig.

Lee Modupeh Anansi Freeman ist ein*e in Berlin lebende*r, Schwarze*r, transkontinentale*r, trans*gender, multidisziplinäre*r Künstler*in, kreative Veranstaltungsproduzent*in und Community-Organisator*in. Lee bricht Ketten, ist Geschichtenerzähler*in, somatische Heiler*in und Erzieher*in. Manchmal ist Lee eine gute Hexe, und manchmal eine schlechte Bxtch.

Magnus Elias Rosengarten arbeitet vor allem als Autor und Kurator in den Bereichen Performance, Diskurs und Film/Video, zuletzt für den Gropius Bau in Berlin. Er hat unter anderem für ContemporaryAnd Magazine (C&), Artforum, Berlin Biennale und arte/ZDF geschrieben und produziert. Zudem präsentierte er auch Arbeiten im Kraine Theatre, New York City (2016), im California African American Museum, Los Angeles (2018) und im Ballhaus Naunynstraße, Berlin (2023).

Mandu dos Santos Pinto ist Aktivist, Künstler, Architekt und Städteplaner. Sein Schwerpunkt liegt auf der Entwicklung von nachhaltigen Lösungen für Städte des globalen Südens.

Margareta von Oswald ist Anthropologin und Kuratorin.

Mary Buteyn ist Pastorin in der Willkommensgemeinde St. Lukas in Berlin. Hier treffen sich Neuangekommene und Migrant*innen aus unterschiedlichen Kulturen und Nationen.

Maryna Markova leitet den Bereich Eltern- und Familienbildung des kurdischen Elternvereins Yekmal e.V. in Berlin-Kreuzberg.

Mazda Adli ist Psychiater und Stressforscher, Chefarzt der Fliedner Klinik Berlin und leitet den Forschungsbereich Affektive Störungen an der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie der Charité – Universitätsmedizin Berlin, Campus Mitte.

Michael Bosnjak leitet als wissenschaftlicher Direktor die Abteilung für Epidemiologie und Gesundheitsmonitoring am Robert Koch-Institut in Berlin und ist Professor für Psychologische Methodenlehre an der Universität Trier.

Murat Dogan arbeitet bei outreach – Mobile und sozialräumlich orientierte Jugendarbeit Berlin im Sozialraum I. Murat Dogan ist hier geboren, aufgewachsen und lebt seit 26 Jahren im Kiez. Er zieht alle zehn Jahre eine Straße weiter.

Michael Westrich ist Kulturanthropologe und arbeitet an der Schnittstelle von urbaner Praxis, künstlerisch-filmischer Forschung und Stadtentwicklung.

Nassim Mehran ist Stadtsoziologin und Architektin. Als Teil von *Mindscales* hat sie an der filmischen Forschung über mentale Gesundheit in Berlin gemeinsam mit Franziska Lentes, Jan Stöckel und Margareta von Oswald gearbeitet.

Nikolas Brummer ist ein in Berlin lebender Künstler und Kurator. Er ist Mitbegründer von PlusX, einem Projektraum, der sich mit Performance, Text und Sound beschäftigt. PlusX existiert seit 2017 auch als Radiosendung auf Cashmere Radio.

Niloufar Tajeri ist Architektin, Aktivistin und Architekturtheoretikerin. Sie ist Mitbegründerin der stadtpolitischen Initiative Hermannplatz.

Norma Kusserow ist die Psychiatriereferentin der Berliner Senatsverwaltung für Wissenschaft, Gesundheit, Pflege und Gleichstellung.

Pasquale Virginie Rotter ist Somatic Coach, Autor*in, Trainer*in und Prozessbegleiter*in für Empowerment, Lecture Performer*in und Gärtner*in.

Remzi Uyguner ist Vorstandsmitglied beim Türkischen Bund Berlin-Brandenburg. Der TBB ist ein zivilgesellschaftlicher Dachverband und wurde vor dreißig Jahren von türkeistämmigen Migrant*innen gegründet. Ein wichtiger Schwerpunkt ist die Antidiskriminierungsarbeit.

Shermin Langhoff ist Theatermacherin und Intendantin des Maxim Gorki Theater.

Stephanie Rosenthal ist Kunsthistorikerin und Kuratorin. Sie war zwischen 2018 und 2022 Direktorin des Gropius Bau in Berlin.

Susanne Da-Costa-Badu arbeitet im Mehrgenerationenhaus Wassertor e.V. und ist dort für den Kreativ- und Gartenbereich zuständig.

Tim Ünsal arbeitet im Mehrgenerationenhaus Gneisenaustraße. Der Schwerpunkt seiner Arbeit liegt auf allen Ebenen der Sozialarbeit.

Tzoa ist eine gender-nonkonforme trans* Person of Colour, die Tofu-Männlichkeit zelebriert, eine Praktiker*in der traditionellen chinesischen und daoistischen Medizin und ein Gründungsmitglied von Casa Kuà.

Ulrike Hamann ist Geschäftsführerin des Berliner Mietervereins. Die gelernte Metallbauerin und promovierte Politikwissenschaftlerin hat die Mieter*inneninitiative Kotti & Co mitgegründet und den Berliner Mietenvolksentscheid mitorganisiert.

Ulrike Kluge ist Professorin für psychologische und medizinische Integrations- und Migrationsforschung an der Charité – Universitätsmedizin Berlin und Leiterin der Abteilung Migration und Gesundheit am Berliner Institut für Integrations- und Migrationsforschung.

Ulrike Koch leitet das interkulturelle Familienzentrum tam in Berlin-Kreuzberg.

Veit Hannemann war lange in der Gemeinwesenarbeit tätig und arbeitet aktuell in der Stadtteilkoordination im Nachbarschaftshaus Urbanstraße in Berlin-Kreuzberg. Seine zentrale Aufgabe besteht in der Vernetzung zwischen lokalen Initiativen und sozialen Einrichtungen auf allen Ebenen.

Željko Ristić arbeitet als Sozialarbeiter bei outreach – Mobile und sozialräumlich orientierte Jugendarbeit Berlin im Sozialraum I und war selbst als Jugendlicher bei outreach in Moabit.

Abbie Doran
Aida Baghernejad
Alaleh Shafie-Sabet
Alex Harris
Alfred Freeborn
Alina Buchberger
Alissa Dovgucic
Alex Waidmann
Alina Georgescu
Amelie Hornung
André Merfort
Andreas Heinz
Andreas Lechthaler
Anja Engel
Anja Rigamonti
Anna Viehoff
Anna Yeboah
Anne Rediger
Anthea Longo
Arno Deister
Arthur Heckmann
Astrid Dulich
Aurélien Calpas
Avinash Kumar
Aynur Türkel
Ayşe Demir
Ayşe Midikogl
Bahar Kaygusuz
Barbara Klemm
Bárbara Rodríguez Muñoz
Beatrice von Bismarck
Beck Smith
Bert Schülke
Birgit Oehmcke

Bitsy Knox
Brook Andrew
Carl Luis Lange
Carla Oevermann
Carolin Ochs
Carolin Schmitte
Cecilie Waagner
Falkenstrøm
Cem Taşdelen
Christin Eberhardt
Christina Scheib
Christine Wong Yap
Christin Haubenreißer
Chiara Alessandra
Middeldorf
Cigdem Eroglu
Clare Molloy
Colin Hacklander
Daniel Cape
Daniela Weber
David Buteyn
Daniel Oxenhandler
Danielle Olsen
Deiara Kouto
Denise Bade
Diana Peitz
Dilay Dagdelen
Dora Vargha
DJ Shlucht
Edna Bonhomme
Ekaterina Vassilevski
Elena Klass
Elena Montini
Elias Hanzer

Elīna Bresle	Ivana Domezat
Elisa Tinterri	Jack Snow
Elisabeth Arslan	Jacqueline Annika Khelouf
Elke Kater	Jan Höck
Ellen Erhardt	Jan Stöckel
Emma Jelinski	Jennifer Hart
Esengül Çalışkan	Joe Kiely
Esther Kaack	Joerg Fingerhut
Esther-Maria Antão	Johanna Schindler
Evelyn Riegel	Joseph Kamaru
Farahnaz Hatam	Juba
Felicia Boma Lazaridou	Judith Galka
Felix Bentlin	Julia Bonn
Filiz Behrendt	Julia Grosse
Flavia Cahn	Kader Attia
Franz König	Kadriye Sezenoglu
Franziska Anastasia Lentes	Kamara
Franziska Taffelt	Kat Ripea
Frederike Nolte	Kate Martin
Gabriela Kapfer	Katharina Heise
Gabriele Salzmänn	Katharina Küster
Giacomo Gianetta	Katharina Schmidt
Grace Gatera	Kathrin Steinborn
Gülcan Nitsch	Katrin Dinges
Gülizar Ince	Ken Arnold
Hatice Deniz	Kerstin Kühn
Helmut Maier	Kim Teys Beavers
Hiroko Kikuchi	Kim Wichera
hn.lyonga	Kirsten Schubert
Huong Nam Nguyen Thi	Klaus Bock
Ilona Stöcker	Kristian Moltke Martiny
Inga Zimprich	Kukiko Nobori
Injonge Karangwa	Lara Keuck
Irena Kern	Laura Fiorio

Laura Scholaske	Monique Machicao y
Lars Holdgate	Priemer Ferrufino
Lea Hartung	Morten Kristensen
Lee Modupeh Anansi Freeman	Murat Dogan
Lewis McClenaghan	Nadin Gaasch
Linus Lütcke	Nassim Mehran
Lisa Malich	Natalie Schütze
Lou Drago	Natasha Ginwala
Lorenz Fidel Huchthausen	Nejla Yologlu
Lucas Liccini	Nergis Kismir
Luis Kürschner	Nestor Jelipe
Luise Haubenreiser	Nicole Rankers
Magnus Elias Rosengarten	Nikolas Brummer
Mandu dos Santos Pinto	Niloufar Tajeri
Maria Assmann	Norma Kusserow
Maria González-Leal	Nurhayat Tazegül
Marina Naprushkina	Oriana Walker
Mary Buteyn	Pasquale Virginie Rotter
Maryna Markova	Patrick Bieler
Masonde Luteta	Paul Bowman
Matteo Spano	Pauline Meyer
Mazda Adli	Peter Kilroy
Megan Challis	Priya Basil
Melissa Gül Halil	Rebecca Jacobs
Meral Cendal	Remzi Uyguner
Mette Kleinsteuber	Rhea Newman
Michael Makembe	Richard Hartlaub
Michael Westrich	Rohan Patankar
Michael Top	Roman Klarfeld
Mine Senol	Ross Alexander
Miranda Wolpert	Samie Blasingame
Miriam Ewering	Sarah Crowe
Mona J. Zwinzscher	Sarah Hegenbart
	Sarah Marks

Sarnt Utamachote
Sharon Macdonald
Sebastian Köpf
Sehnaz Layikel-Prange
SERAFINE1369
Sevgi Erkabalci
Sevil Rüzgar
Shani Leiderman
Shermin Langhoff
Simone Schmaus
Stanton Taylor
Stefan Landwehr
Stephanie Rosenthal
Susanne Da-Costa-Badu
Tapes
Tim Ünsal
Timo Schmidt
Thomas Götz
Thomas Schnalke
Thomas Wittmütz
Tzoa
Ulrich Tempel
Ulrike Hamann
Ulrike Kluge
Ulrike Koch
Veit Hannemann
Vera Dvale
Wiebke Rössig
Yara Kloock
Yasmin Merei
Yori Schultka
Željko Ristić

©Alex Waidmann, Stresemannstraße, 1957, S. 80/81
©Alissa Dovgucic, Carl Luis Lange, Emma Jelinski,
Gelände Topographie des Terrors, 2022, S. 182/183
©Alissa Dovgucic, Carl Luis Lange, Emma Jelinski,
Gelände Topographie des Terrors, 2022, S. 194/195
©Barbara Klemm, Ruine Gropius Bau, nach 1945, S. 84
©Barbara Klemm, Ruine Gropius Bau, nach 1945, S. 94/95
©Barbara Klemm, Ruine Gropius Bau, nach 1945, S. 110/111
©Barbara Klemm, Ruine Gropius Bau, Juni 1989, S. 178/179
©Helmut Maier, Blick vom Dach des Gropius Bau, 1981,
S. 154/155
©Helmut Maier, Blick vom Dach des Gropius Bau, 1981,
S. 158/159
©Helmut Maier, Blick vom Dach des Gropius Bau, 1981,
S. 162/163
©Jan Höck, Gropius Bau, 1977, S. 142/143
©Laura Fiorio, Resonanzraum Gropius Bau, 2022, S. 12/13
©Michael Topp, Lichthof Gropius Bau, vor 1977, S. 118
©Michael Topp, Lichthof Gropius Bau, vor 1977, S. 140

Der Beitrag *Das Museum als lebender Organismus* ist aus einem Gespräch zwischen Diana Mammana, Margareta von Oswald und Stephanie Rosenthal am 27. Februar 2023 entstanden.

Der Beitrag *Das Museum dehen, stören, erweitern* ist aus einem Gespräch zwischen Diana Mammana, Margareta von Oswald und Beatrice von Bismarck am 3. November 2022 entstanden.

Der Beitrag *Der sich widersetzende Geist* von Bitsy Knox beschreibt das konzeptuelle Gerüst ihrer Sendung *The Intervening Mind*, die Teil der Radioshow *Intimate Connections* ist.

Der Beitrag *Ergriffen sein* wurde von Priya Basil verfasst, *Mindscapes* Writer in Residence.

Der Beitrag *nach dem Lied* basiert auf einem Performance-Skript zur Video-Performance *what comes after the song?* (2021) von Nikolas Brummer, der als Teil der Radioshow *Intimate Connections* die Sendung *raw audio* produziert hat.

Der Beitrag *Systemrelevanz* basiert auf der Paneldiskussion *Forderungen für eine Politik der Nachbarschaft. Berliner Gespräche über mentale Gesundheit* mit Anna Yeboah, Magnus Elias Rosengarten, Mazda Adli und Shermin Langhoff. Die Diskussion fand am 15. Oktober 2022 im Gropius Bau statt und wurde von Aida Baghernejad moderiert. Redaktion: Margareta von Oswald

Der Beitrag *Was gemeinsam möglich, und allein nicht machbar ist* wurde von Danielle Olsen unter Mitarbeit von Margareta von Oswald, Pauline Meyer und Richard Hartlaub verfasst.

Der Beitrag *Zugehörigkeit* wurde von Christine Wong Yap verfasst, *Mindscapes* International Artist in Residence. Die Beiträge *Aufeinander zugehen, Bei der Arbeit, Einfach da sein können, Muße, Perfektion, Sich selbst optimieren, Tricksen* sind aus Gesprächen zu mentaler Gesundheit in Kreuzberg entstanden. Redaktion: Diana Mammana und Margareta von Oswald. Mitarbeit: Deira Kouto und Lea Hartung

Die Beiträge *Beziehungen, Gemeinsamer Boden, Zugänge* sind aus Gesprächen im Rahmen des Gartenprojekts und den Gesprächen zu mentaler Gesundheit in Kreuzberg entstanden. Redaktion: Diana Mammana

Die Beiträge *Berührungen, Bewegung, Diskriminierungen, Gegenwart, Gesetzgebung, In Kontakt treten, Normen, Räume, Sich umeinander kümmern, Stress, Unterstützung leisten, Utopie, Versorgung* sind aus der filmischen Forschung zu mentaler Gesundheit in Berlin entstanden. Redaktion: Margareta von Oswald und Nassim Mehran

Diese Publikation erscheint anlässlich der Ausstellung *YOYI! Care, Repair, Heal* im Gropius Bau Berlin, September 2022 bis Januar 2023.

© 2023: Die Herausgeberinnen, Autor*innen und Verlag der Buchhandlung Walther und Franz König, Köln

Herausgeberinnen:

Diana Mammana, Margareta von Oswald

Lektorat:

Franziska Lentes

Übersetzung der englischen Originaltexte:

Johanna Schindler

Gestaltung:

Studio Hanli

Schrift:

HAL Four Grotesk

Verlagsherstellung:

Nicole Rankers

Druck:

Druckerei Kettler, Bönen/Westfalen

Erschienen im:

Verlag der Buchhandlung Walther und Franz König
Ehrenstr. 4, D-50672 Köln

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons CC BY 4.0 License. Alle Fotografien wurden mit der Erlaubnis der genannten Rechteinhaber*innen reproduziert und sind ausdrücklich von der Creative Commons CC BY 4.0-Lizenz ausgeschlossen. Die Erlaubnis zur Verwendung der Fotografien sollte bei den Rechteinhaber*innen eingeholt werden. Angaben zum Buch sollten folgende Informationen enthalten:

Diana Mammana, Margareta von Oswald (Hg.):
Das resonante Museum. Berliner Gespräche über mentale Gesundheit, 2023, Köln: Verlag der Buchhandlung Walther und Franz König (CC BY 4.0).

Printed in Germany

Vertrieb:

Buchhandlung Walther König

Ehrenstraße 4

D-50672 Köln

Tel: +49 (0) 221/ 20 59 6 53

verlag@buchhandlung-walther-koenig.de

Deutsche Ausgabe

ISBN 978-3-7533-0479-3

Diese Publikation wurde ermöglicht durch:



Die Beauftragte der Bundesregierung
für Kultur und Medien

Mindscales ist das internationale Kulturprogramm
zum Thema mentale Gesundheit von Wellcome.

Projektpartner*innen:



Berlin University Alliance 



